



Leseprobe

Hunter S. Thompson
Die Rolling-Stone-Jahre

Bestellen Sie mit einem Klick für ca. 14,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 09. Februar 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalt

Vorwort von Jann S. Wenner	9
Einleitung von Paul Scanlon	13
Die Schlacht von Aspen: Freak Power in den Rocky Mountains	40
<i>1. Oktober 1970</i>	
Befremdliche Töne in Aztlan	72
<i>29. April 1971</i>	
Memo aus der Sportredaktion: Die sogenannte Jesus-Freak-Panikmache	99
<i>2. September 1971</i>	
Angst und Schrecken in Las Vegas: Eine wilde Reise in das Herz des amerikanischen Traums, Teil II	119
<i>25. November 1971</i>	
Muss dieser Ausflug wirklich sein?	157
<i>6. Januar 1972</i>	
Die tonnenschwere Mörderramme	170
<i>3. Februar 1972</i>	
Angst und Schrecken in New Hampshire	188
<i>2. März 1972</i>	
Die Aussicht von Key Biscayne	211
<i>16. März 1972</i>	

Die Todesfee kreischt in Florida	214
<i>3. April 1972</i>	
Schlechte Nachrichten aus dem Bleak House: Völlige Niederlage in Milwaukee ... einige kurze Anmerkungen zum überraschenden Sieg der beiden Georges	233
<i>27. April 1972</i>	
Weitere neueste Nachrichten aus dem Bleak House	240
<i>11. Mai 1972</i>	
Crank Time auf der Low Road	254
<i>8. Juni 1972</i>	
Traditionelle Politik auf dem Vormarsch	273
<i>6. Juli 1972</i>	
Im Auge des Hurrikans	294
<i>20. Juli 1972</i>	
Angst und Schrecken in Miami	301
<i>17. August 1972</i>	
Noch mehr Angst und Schrecken in Miami: Nixon hat die Partei verraten und verkauft	318
<i>28. September 1972</i>	
Fat City Blues	344
<i>26. Oktober 1972</i>	
Frage nicht, wem die Stunde schlägt	353
<i>9. November 1972</i>	
Memo aus der Sportredaktion & ungehobelte Anmerkungen aus einer Dekompressionskammer in Miami	357
<i>2. August 1973</i>	
Angst und Schrecken im Watergate: Mr. Nixon hat seinen Scheck eingelöst	375
<i>27. September 1973</i>	

Angst und Schrecken bei der Super Bowl	397
<i>28. Februar 1974</i>	
Angst und Schrecken in der Vorhölle: Und immer weiter geht der Abschaum auf	431
<i>10. Oktober 1974</i>	
Verbotene Mitteilung aus der Redaktion Weltpolitik	468
<i>22. Mai 1975</i>	
Angst und Schrecken im Wahlkampf '76: Drittclassige Romantik, billige Rendezvous	481
<i>3. Juni 1976</i>	
Angst und Schrecken auf dem Friedhof der Wahnsinnigen: Die Todesfee schreit nach Büffelfleisch	519
<i>15. Dezember 1977</i>	
Der letzte Tango in Vegas: Angst und Schrecken im Nebenzimmer und im entfernten Raum	549
<i>4. und 18. Mai 1978</i>	
Liebe im Palm-Beach-Express: Der Pulitzer-Scheidungsprozess	594
<i>21. Juli 1983</i>	
Der Widerspenstigen Zähmung	625
<i>30. Mai 1991</i>	
Angst und Schrecken in Elko	635
<i>23. Januar 1992</i>	
Mr. Bills Nachbarschaft	668
<i>17. September 1992</i>	
Brief an William Greider	678
<i>27. Januar 1994</i>	
Richard Nixons Tod	681
<i>16. Juni 1994</i>	

Polo ist mein Leben: Angst und Schrecken in Horse Country	695
<i>15. Dezember 1994</i>	
Memo aus der innenpolitischen Redaktion. An: Dollar Bill Greider	733
<i>24. August 1995</i>	
Memo aus der innenpolitischen Redaktion. An: Jann S. Wenner	736
<i>8. August 1996</i>	
Der Schütze: Eine kurze Geschichte über enorme Präzision und keine Angst	738
<i>18. September 1997</i>	
Memo aus der innenpolitischen Redaktion: Noch mehr Ärger in Mr. Bills Nachbarschaft	740
<i>19. März 1998</i>	
Hey Rube! Ich liebe dich: Unheimliche Reflexionen über Treibstoff, Wahnsinn und Musik	746
<i>13. März 1999</i>	
Weiß-Haus-Schweine auf der Überholspur	756
<i>11. November 2004</i>	
Postskript: Brief von HST an JSW	765
Danksagungen	767

Vorwort

JANN S. WENNER

Die Akten in unserem Archiv besagen, dass wir 1970 Hunter S. Thompsons »Die Schlacht von Aspen« veröffentlichten und er 1971 über die Unruhen unter der mexikanischstämmigen Bevölkerung in East Los Angeles berichtete und dabei einen verbissenen Anwalt namens Oscar Zeta Acosta porträtierte, der Jahre später als Dr. Gonzo in dem Buch *Angst und Schrecken in Las Vegas* wieder auftauchen sollte.

1972 begannen wir mit einer permanenten Berichterstattung über den Wahlkampf zwischen Nixon und McGovern. Das war der Moment, in dem Hunter anfang, zu einem bestimmenden Faktor meines Lebens zu werden – und es auch in etlichen der folgenden Jahre zu bleiben, wenn er Zwischenberichte ablieferte (lange nächtliche Telefongespräche und häufige Strategiediskussionen, die ebenfalls ganze Nächte dauerten) und ganz besonders, wenn er am Schreiben war.

Alles, was er nach *Angst und Schrecken in Las Vegas* verfasste, war vom Aufwand her vergleichbar mit einem Feldzug. Ihm eine Akkreditierung oder die entsprechenden Kontakte zu verschaffen war vergleichsweise unproblematisch – Hunter war so gut wie überall willkommen, und er wäre aufgrund seiner Fähigkeiten und seines Instinkts in der Lage gewesen, einen Präsidentschaftswahlkampf zu führen, wenn er es denn gewollt hätte. Weniger unkompliziert waren die Reisevorbereitungen: Hotels, Tickets, Rechercheure, Zuarbeiter, Mietwagen. Später, als es ans Schreiben ging, galt es dann, einen Ort für ihn zu finden, an den er sich zurückziehen konnte – das Seal Rock Inn, Key West, Owl Farm,

vorzugsweise möglichst abgeschieden und ausgestattet mit einer guten Bar. Darüber hinaus musste man ihm immer wieder IBM-Selectric-Schreibmaschinen einfliegen – mit einer bestimmten Type – sowie Drogen und Schnaps besorgen (wobei er diesen Teil meist schon selbst erledigt hatte) und ihm einen Assistenten (Mädchen für alles) engagieren. Mein Job in der Redaktion des *Rolling Stone* bestand darin, stets präsent zu sein, um die acht bis zehn Seiten langen Manuskripte zu lesen und zu redigieren, die in unregelmäßigen Abständen aus dem Xerox-Fernkopierer quollen (wir nannten ihn den Mojo Wire) – eine Frühform des Faxgeräts mit einer Druckerdüse, die nur in Kombination mit übel riechendem Spezialpapier funktionierte und für eine Seite sieben Minuten brauchte. Dazu musste ich Stunden mit ihm am Telefon zubringen, um anschließend die verschiedenen Abschnitte und Szenen zu sortieren und in die richtige Reihenfolge zu bringen. Hunter hatte die Angewohnheit, beim Schreiben irgendwo in der Mitte anzufangen, sich von dort aus zum Anfang zurückzuarbeiten oder einfach nur einer plötzlichen Eingebung folgend ein paar Beobachtungen und Szenen festzuhalten, die man später irgendwo hineinmontieren konnte – oder sich in fantastischen Spinnereien zu ergeben («Einschub ZZ» oder »Worte zur Nacht«), die später ebenfalls eingebaut wurden, weil es sich dabei um brillante Gedankenblitze eines Genies in Hochform handelte. Im Allgemeinen war es nicht so schwierig: Am Anfang kam immer eine kurze dramatische Abhandlung darüber, wie das Wetter dort war, wo er gerade saß und schrieb, dann kam ein Sammelsurium an Überschriften und Überleitungen zwischen den Kapiteln, um Logik und Fluss in die Angelegenheit zu bringen, die er immer erst am Ende zurechtbastelte, bevor er schließlich früher oder später zu seinen Schlussfolgerungen kam, die bei uns immer unter der Bezeichnung »die Weisheit« liefen.

Er hatte Spaß daran, sich beim Arbeiten am Rande der Katastrophe zu bewegen – und wenn eine solche gerade nicht zur Verfügung stand, dann sorgte er dafür, dass es dazu kam. Wir hatten niemals Streit über meine redaktionelle Arbeit. Ich habe nie versucht, irgendetwas an seinen Artikeln zu ändern oder zu »ver-

bessern«, aber da ich ein ausgeprägtes Verständnis für seinen Stil und seine Motive hatte, war ich in der Lage zu sagen, worauf er hinauswollte, und neben ihm zu sitzen und ihm wie ein Kopilot die Route vorzugeben. Bei seinen Arbeiten für den *Rolling Stone* bestand er darauf, dass ich persönlich alles, was er schrieb, komplett überwachte, andernfalls weigerte er sich, einen Artikel zu Ende zu bringen. Es war ein wenig so, als würde man in der Ringecke von Muhammad Ali sitzen. Um Hunter als Redakteur zu betreuen, musste man Ausdauer und Mumm haben, aber ich war jung, und mir – ebenso wie ihm – war klar, dass sich hier eine Chance bot, wie man sie nur einmal im Leben bekam.

Wir waren beide politisch sehr engagiert und von dem Ehrgeiz besessen, unserer Auffassung von der Lage der Nation Ausdruck zu verleihen (daher auch die Bezeichnung »National Affairs Desk«). Und so wurden wir auch auf diesem Gebiet Partner, so verrückt es damals auch erscheinen mochte, dass ein Rock-’n’-Roll-Magazin und ein Mann, der über Rockerbanden schrieb, auf einmal mit gemeinsamen Kräften daran arbeiteten, das Land zu verändern. Wir lasen laut vor, was er gerade geschrieben hatte, feilten an Sätzen und Formulierungen, um anschließend in Begeisterung auszubrechen – »Verdammte Scheiße, verschärfter geht’s ja wohl nicht«. Es war atemberaubend, einzigartig und machte einen Riesenspaß. Er war mein Waffenbruder.

Das alles ist mittlerweile Vergangenheit. Und ich habe nach wie vor das Gefühl, dass ich ihm etwas schuldig bin und dass meine Arbeit für ihn noch nicht zu Ende ist. Ich komme nicht dagegen an. Und das ist der Grund, warum wir nun einen weiteren Schwung seiner Arbeiten veröffentlichen.

Nach Hunters Tod haben wir eine Sonderausgabe des *Rolling Stone* herausgegeben, in der nahezu hundert seiner Freunde, Kollegen und Mitverschworenen mit kurzen Erinnerungen und Fußnoten zu Wort kamen. Wir brauchten für diese Ausgabe zehn Tage, während derer ein halbes Dutzend Redakteure rund um die Uhr arbeitete, um das Heft trotz übelstem Termindruck unter Dach und Fach zu kriegen – genau wie früher haben wir uns ab-

gerackert bis zum Gehtnichtmehr, um Hunter S. Thompson einen letzten Dienst zu erweisen. Und auch dieses Mal waren wir völlig gefangen von der Magie, die er noch immer verströmte und die sogar jene in der Redaktion erfasste, die ihm noch nie begegnet waren.

Diese Sonderausgabe ist auch als Buch erschienen, *Gonzo: The Life of Hunter S. Thompson*, eine mündliche Überlieferung mit 150 000 Wörtern Umfang, die bis heute als *die* Biografie Hunter S. Thompsons gilt, unverzichtbar zum tieferen Verständnis des Lebens und Wirkens dieses Mannes. Ich habe jedes einzelne Wort dieses Buches redigiert – und dies mit großer Hingabe.

Ich war immer der Auffassung, dass Hunter seine Autobiografie in gewisser Weise schon im *Rolling Stone* zu Papier gebracht hatte und dass, wenn man seine gesammelten Werke entsprechend redigierte, sich daraus von selbst ein Erzählstrang ergeben würde, der dem Leser einen Eindruck von Hunters wildem, aufregendem Leben vermittelte, denn schließlich war er selbst seine größte Schöpfung, wenn es um literarische Figuren ging.

Diese Auffassung stand im Zentrum der Überlegungen, die ich gemeinsam mit Paul Scanlon anstellte, als wir uns daranmachten, dieses Buch zusammenzustellen. Paul war schon während meiner Jahre in San Francisco meine rechte Hand und verantwortlicher Redakteur. Er ist mit den Arbeiten für den *Rolling Stone* bestens vertraut und seine redaktionelle Arbeit war stets von großer Sorgfalt und Geschmackssicherheit geprägt – insofern war es naheliegend, ihn zur Zusammenarbeit bei der Herausgabe von Hunters gesammelten Arbeiten für den *Rolling Stone* hinzuzuziehen.

Wir haben darüber hinaus einige Briefwechsel zwischen Hunter und mir (wobei es sich um einen sehr kleinen Teil unserer Korrespondenz handelt) mit einfließen lassen sowie ein paar seiner überaus geistreichen – und manchmal haarsträubenden – Memos an die Mitarbeiter, um auf diese Weise seinem Schaffen eine weitere Ebene hinzuzufügen und es um eine geschmackliche Note zu bereichern. Hunter führte ein aufregendes Leben, geprägt von Genie, Talent und Engagement. Ich hoffe, dies spiegelt sich auf den folgenden Seiten.

Einleitung

PAUL SCANLON

Meine erste Begegnung mit Hunter S. Thompson fand 1971 statt. Ich hatte keine Ahnung, wer mir da gegenübertreten würde. Ich war vertraut mit seinem Schaffen, hatte selbstverständlich im *Rolling Stone* den wunderbaren Bericht über seinen Wahlkampf um das Amt des Sheriffs von Pitkin County (Aspen), Colorado, gelesen und davon gehört, dass er in Los Angeles gewesen war, um an einem Artikel über die Ermordung des Journalisten Ruben Salazar zu schreiben. Gleichzeitig kursierten – sehr vage – Gerüchte, dass er an irgendeiner Geschichte über Las Vegas arbeiten würde. Und dann spazierte er an einem wunderbaren Frühlingstag in die Redaktionsräume des *Rolling Stone* in San Francisco. Von da an war nichts mehr so, wie es einmal gewesen war. Weder für mich noch für den *Rolling Stone*.

Für einen progressiv eingestellten Studenten in den Sechzigern gab es eine Reihe von Büchern, die einfach zum Pflichtprogramm gehörten: *Einer flog übers Kuckucksnest* von Ken Kesey, *A Confederate General from Big Sur* und *Trout Fishing* von Richard Brautigan, *The Kandy-Kolored Tangerine-Flake Streamline Baby* und *The Electric Kool-Aid Acid Test* von Tom Wolfe sowie *Hell's Angels* von Hunter S. Thompson.

Ich studierte damals Journalismus, und während meines Grundstudiums fühlte ich mich magisch angezogen vom Schreibstil Tom Wolfes und einiger anderer, die damals das praktizierten, wofür man kurze Zeit später den Begriff »New Journalism« prägen sollte, und seltsamerweise existierte selbst an einer ultraliberalen

Hochschule wie San Francisco eine Kluft – damals nannte man es »Generationskonflikt« – zwischen Lehrpersonal und Studenten, was die Beurteilung dieser neuen Art zu schreiben anging. Unsere Dozenten hielten Wolfe und Leute seines Schlags für Windbeutel, deren mit fiktionalen Elementen angereicherter Reportagestil lediglich dazu führen würde, dass der Journalismus auf die Dauer zu einer Art Kabarett verkam, während wir überzeugt waren, dass unsere Lehrer uns lediglich zu hirnlosen Drohnen abrichten wollten, deren Karriereziel die Redaktionen irgendwelcher Kleinstadtblättchen waren.

Es war wohl während meines ersten oder zweiten Semesters, als ich in der Studentenkantine eine Ausgabe der Zeitschrift *The Nation* aus dem Regal nahm und so zum ersten Mal etwas von Hunter S. Thompson zu lesen bekam. Es war der erste Teil einer zweiteiligen Reportage über seine Fahrten mit den Hells Angels. Die Rockerbande hatte ein Chapter in Oakland, das in der Bay Area eine Institution darstellte. Es war keine Seltenheit, einer Gruppe von Angels über den Weg zu laufen, vor allem nachdem sie sich dem LSD zugewandt hatten und bei Dance-Rock-Konzerten in Läden wie dem Fillmore Auditorium oder dem Winterland herumhingen. Big Brother and the Holding Company wurden zu ihrer »offiziellen« Band. Wenn man in ihrer Nähe war, gab es ein paar einfache Faustregeln, die man besser beachtete: Abstand halten und Augenkontakt vermeiden. Denn selbst während ihrer kurzen gutmütigen Phase waren die Angels noch immer ein Furcht einflößender Haufen, bei dem es jederzeit zu unvorhersehbaren Gewaltausbrüchen kommen konnte.

Insofern war es für mich eine Offenbarung zu lesen, dass es ein Schriftsteller geschafft hatte, ihr Vertrauen zu gewinnen und von ihnen auf ihre Ausfahrten mitgenommen zu werden. Dazu gehörten Courage und Verstand, und Hunter S. Thompson besaß offensichtlich beides – oder er war so etwas wie ein mit massenhaft Talent ausgestatteter Vertretertyp und dazu noch leicht menschugge. Was auch immer. Jedenfalls war ich nach besagtem Artikel in *The Nation* davon überzeugt, dass dieser Kerl der wahre Stoff war. Und so kam es, dass ich etwas später am gleichen Tag

meinen Mitstudenten gegenüber die Frage aufbrachte, was unsere Dozenten wohl von ihm halten würden.

In den frühen Siebzigern beim *Rolling Stone* zu arbeiten war eine aufregende Angelegenheit. Soziale, kulturelle und politische Unruhen lagen in der Luft, und wir versuchten, über diese Turbulenzen in einer Art und Weise zu berichten, die anders war als die der etablierten Zeitungen und Zeitschriften. Ich war damals über etliche Jahre geschäftsführender Herausgeber und hatte das Glück und Vergnügen, mit einigen der brilliantesten Journalisten des Landes zusammenzuarbeiten, darunter auch mehrere feste Redaktionsmitglieder. Meine Kollegen waren ein wilder, hoch talentierter Haufen von Rebellen, die ihre journalistische Ausbildung bei angesehenen Zeitungen wie der *Los Angeles Times*, der *New York Post*, der *Detroit Free Press*, dem *Cleveland Plain Dealer* und dem *Wall Street Journal* absolviert hatten. Zwei unserer talentiertesten Mitarbeiter hatten Schriftstellerei an der San Francisco State University und in Stanford studiert. Unser erster Herstellungsleiter (copy chief), der dafür sorgte, dass die zweiwöchige Erscheinungsweise immer eingehalten wurde, ohne dass uns der Laden um die Ohren flog, war ein hochgebildeter Typ aus dem Nahen Osten, der eine Zeit lang mit Owsley Stanley III. zusammen eine Wohnung geteilt hatte. Was uns alle einte, war die Abneigung gegen traditionellen Mainstream-Journalismus und der Wille und die Bereitschaft, hart zu arbeiten.

Als Hunter sich unseren Reihen anschloss, dauerte es nicht lange, bis er sich zu einer Art Führungspersönlichkeit entwickelte. Sein Ruf als journalistischer Outlaw stand damals bereits außer Frage, doch mit seinem Artikel über Salazar sollte er sich darüber hinaus auch als investigativer Journalist einen Namen machen, der geradezu besessen recherchierte.

Er war ein Typ, den man einfach mögen musste. Ich glaube, es lag an seinem angeborenen Südstaatencharme in Kombination mit einer gewissen, sagen wir mal, Schüchternheit – so widersprüchlich das auch klingen mag. Er war in jenem Frühling

in der Stadt, um an »Angst und Schrecken in Las Vegas Teil I« zu schreiben, wozu er sich im Keller von Jann Wenners Haus einquartiert hatte. Seine Besuche in den Redaktionsräumen – einer ehemaligen Fabriketage in einem Lagerhaus in Downtown San Francisco mit jeder Menge freiliegender Deckenbalken und unverputzten Wänden – waren nicht allzu häufig, doch hinterließen sie jedes Mal einen bleibenden Eindruck. Hunter war ein groß gewachsener, stämmiger Typ, der dennoch eine gewisse Grazie und ein unzweifelhaftes Charisma ausstrahlte, dem man sich nicht entziehen konnte.

Er war etwa eins fünfundachtzig groß, trug normalerweise Khaki-Shorts und Basketballschuhe und dazu entweder einen Parka oder eine Safarijacke. Wann immer er die Redaktion betrat, verfiel er in einen o-beinigen Tänzelschritt und rauschte kreuz und quer durch den Raum wie eine Comicfigur, um seinem Auftritt mehr Verve zu verleihen, bevor er auf den großen, runden Eichentisch in der Chefredaktion zusteuerte, der als allgemeiner Treffpunkt diente, um dort seinen Lederrucksack abzustellen und dessen Inhalt auszubreiten, der mit leichten Abweichungen immer aus den gleichen Zutaten bestand: etwas zu essen, beispielsweise eine Grapefruit, eine Stange Dunhill-Zigaretten, eine Flasche Wild Turkey, eine Stablampe, wie sie die Polizei benutzte, und eine Dose Reizgas.

Erst dann machte er den Mund auf und fing an zu reden. Ich bezeichnete diesen Redeschwall als »Hunter-isch«. Seine Vorträge hatten etwas von einem Rasensprenger oder einem Maschinengewehr. Eine sprudelnde Abfolge von dahingemurmerten Silben, die man anfangs kaum verstand, doch sobald man sich einmal in den Rhythmus hineingefunden hatte, wurde einem klar, dass es sich bei dem, was er da in einem Affentempo von sich gab, um wohlformulierte Sätze handelte.

Eines Tages kam Hunter kurz vor Mittag vorbei und verteilte diverse Manuskriptseiten an mich und ein paar andere Redakteure, um gleich darauf wieder von dannen zu ziehen, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um den ersten Teil von *Vegas*, und bis zum späten

Nachmittag hatte der größte Teil der Belegschaft die Sachen gelesen und war völlig geplättet. Immer wieder brach irgendwer in Gelächter aus und allenthalben wurden Lieblingsstellen zitiert: »Ein Zug zu viel? Du armer Trottel. Warte erst mal, bis du die elenden Fledermäuse siehst!« Auf Hunter-isch vorgetragen, versteht sich.

Wenn er gerade nicht mit Schreiben beschäftigt war, und dies betrieb er mit großer Ernsthaftigkeit, widmete er sich gern großem Unfug oder brach Ärger vom Zaun. Es gab etliche drogen-geschwängerte und von Eskapaden erfüllte Nächte, im Anschluss an die ein Großteil der Redaktion auf dem Zahnfleisch kroch. Darüber hinaus gehörten zu seinem – und später auch unserem – Bekanntenkreis ein paar sehr interessante Gestalten wie beispielsweise Oscar Zeta Acosta, an den die Figur des »dreihundert Pfund schweren samoanischen Anwalts« aus *Vegas* angelehnt war, sowie ein Kumpel und gelegentlicher Gehilfe, den alle nur als Savage Henry kannten.

Hunter hatte diverse Vorlieben, an die wir uns anfangs erst gewöhnen mussten: so zum Beispiel sein Faible für Karnevalsperücken oder Tonbandaufnahmen von Tieren im Todeskampf, die auf mysteriöse Art und Weise plötzlich aus den Lautsprechern der Stereoanlage in der Redaktion drangen. Oder Scherzartikel, die er in irgendwelchen obskuren Läden erstanden hatte. Eines Abends beispielsweise waren wir bei Jann zu Hause eingeladen. Als wir ankamen standen wir mit einem Mal Hunter gegenüber, der ein zerrissenes Batik-T-Shirt trug, das mit roten Flecken übersät war. Er hielt eine riesige Injektionsspritze für Pferde in der Hand und verkündete, dass er sich damit eine Ladung 80-prozentigen Rum direkt in den Nabel jagen würde. Im nächsten Augenblick rammte er sich die »Nadel« in den Bauch, kippte vornüber und stieß eine Reihe stöhnender Klagelaute aus. Einer meiner Bekannten wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Dennoch waren Jux und Tollerei für Hunter wie für den Rest von uns stets eine zweitrangige Angelegenheit – an erster Stelle stand die Arbeit. Wir hatten Spaß an dem, was wir machten, und ihm ging es ebenso. Als er bei einer späteren Gelegenheit einmal

auf seine wilden frühen Jahre zu sprechen kam, meinte er, dass er »weder für Armut noch für ehrliche Arbeit etwas übrig hatte und die Schreiberei deswegen der einzige Ausweg« für ihn gewesen sei. Was natürlich ironisch gemeint war, denn er betrieb sein Gewerbe mit großem Eifer und Ernst, war stets bemüht, auf den Gebieten der Grammatik und Syntax dazuzulernen, und gab dieses Wissen auch bereitwillig weiter. Wir hatten beispielsweise einen Mitarbeiter in unseren Reihen, der zwar jede Menge Talent besaß, aber sich immer wieder kritisieren lassen musste, weil seine Manuskripte so schlampig abgefasst waren, bis ich eines Tages miterleben durfte, wie Hunter ihm mit einer Engelsgeduld auseinandersetzte, dass ordentlich abgefasste, fehlerfreie Manuskripte nicht nur eine Notwendigkeit im Pressewesen darstellen, sondern sich darüber hinaus auch positiv auf seinen Schreibstil auswirken würden (womit er recht hatte). Und auch sonst legte er häufig eine große Hilfsbereitschaft und Interesse an unserer Arbeit an den Tag. Manchmal erfuhr er um drei Ecken, welche Projekte ich gerade anleitete, und dann fand ich gelegentlich Zettel von ihm auf meinem Schreibtisch, auf denen er in seiner unverkennbaren Handschrift Tipps und Hinweise über Quellen und Kontaktpersonen hinterlassen hatte. Diese Notizen trugen immer die Unterschrift: OK/HST. Er verfügte über die Gabe, andere zu inspirieren und so zu besseren Leistungen anzuspornen.

Er hätte sich aufführen können wie ein Star, doch wirkliche Könner verkneifen sich derartige Allüren. *Hell's Angels* hatte ihm einen gewissen zweifelhaften Ruhm eingebracht, und auch sein Artikel über das Kentucky Derby für *Scanlan's* sowie seine frühen Arbeiten für den *Rolling Stone* erregten breite Aufmerksamkeit. Doch er begnügte sich damit, ein Freund und netter Kollege zu sein, und die Reaktionen unsererseits waren entsprechend. Als der Typ mit den schlampigen Manuskripten erfuhr, dass Hunter gerne schwimmen ging, um sich zu entspannen, nahm er ihn mit zu einer Tauchschiule, die ein paar Blocks von der Redaktion entfernt lag, wo Hunter seine Bahnen ziehen konnte, wenn kein Betrieb war.

Einer der Orte, an denen Hunter, wann immer er in der Stadt war, sich mit Vorliebe aufhielt, war Jerry's Inn, die Redaktions-
tränke auf der anderen Straßenseite. Hier fühlte er sich zu Hause,
trank nie übermäßig, aber regelmäßig und dozierte mit großem
Eifer in Vier-Augen-Gesprächen über alles Mögliche – von sei-
nen Helden Scott Fitzgerald und Joseph Conrad über Klassiker
des Sportjournalismus wie Jimmy Cannon und Red Smith bis zu
den Oakland Raiders, einer Footballmannschaft, die größtenteils
aus Rabauken, Fies- und Finsterlingen bestand, von denen ei-
nige seine Freunde waren. Er redete auch gerne übers Geschäft,
über Artikel, die er im *Esquire* und anderswo gelesen hatte, wo-
durch etliche der Stunden, die wir im Jerry's anstatt in der Re-
daktion zubrachten, doch einen ziemlichen Nutzwert hatten. Zu-
mindest rede ich mir das heute ein.

Als Hunter sich 1972 der Wahlkampfmaschine anschloss,
markierte dies sowohl für den *Rolling Stone* als auch für ihn
selbst einen Wendepunkt. Es war wie das Ende des einen und der
Beginn eines neuen Kapitels. Anfangs hatte keiner von uns einen
Plan. Es ging einfach nur darum, in Washington, D. C., Präsenz
zu demonstrieren, indem man dort ein Büro eröffnete. Doch im
Verlauf der Arbeit entwickelte er permanent neue Perspektiven,
und das Ganze nahm von Ausgabe zu Ausgabe andere Formen
an, sodass sich sein Auftrag zu einer nicht endenden Odyssee
durch die USA wandelte. Er stand beim Schreiben permanent
unter extremem Termindruck und reichte seine Manuskripte
immer in letzter Sekunde ein, was sowohl für ihn als auch für
die Redaktion eine harte Bewährungsprobe darstellte. Zu mei-
nem Glück war ich in diese Vorgänge nicht direkt involviert, da
ich mich um genügend andere Dinge zu kümmern hatte, doch
ich war nahe genug dran, um mitzubekommen, unter welchem
ungeheuren Druck Jann, der Mitherausgeber David Felton und
der Korrektor Charles Perry und alle anderen standen, die in
heroischer Weise mit der Heftproduktion befasst waren. Der
mittlerweile berühmte Mojo Wire stand gleich neben der Tür zu
meinem Büro, und diese Höllenmaschine brach Nacht für Nacht
in infernalisches Gepiepe aus, wann immer die Hektik angesichts

des Termindrucks am größten war, und signalisierte uns so Hunters Anwesenheit am anderen Ende der Leitung, während Jann oder Felton danebenstanden und nervös darauf warteten, dass der Apparat seine Manuskripte ausspuckte. Es war fast so, als wäre Hunter in unserer Mitte. Und rückblickend betrachtet waren es diese Artikel, durch die der *Rolling Stone* ein ernsthaftes politisches Profil gewann und Hunter zu einer Berühmtheit wurde (im Guten wie im Schlechten). Außerdem entstand daraus ein hervorragendes Buch. Eine journalistische Meisterleistung, hervorgebracht unter einem immensen Druck, und niemand außer Hunter wäre dazu in der Lage gewesen.

Ein paar Monate nach der Wahl saßen wir im Jerry's. Hunter sah aus wie durch den Wolf gedreht, und seine Stimmung war mies. Aus Gründen, die mir bis heute unbekannt sind, fasste ich den Entschluss, ihm einige gute Ratschläge zu erteilen: Schick dein Alter Ego Raoul Duke in den Ruhestand, sagte ich, oder zumindest für eine gewisse Zeit in Urlaub. Werd wieder der Journalist, der *Hell's Angels* geschrieben hat. Mach ein bisschen halblang mit Schnaps und Drogen. Er drehte sich zu mir um und griff in eine Tasche seiner Safarijacke. Er schaute mich an. Es war kein fieser Blick, sondern einfach nur ein Starren. Dann zog er einen Löschpapierstreifen Mr. Natural Acid aus seiner Tasche, schaute mir in die Augen, steckte ihn in den Mund und schluckte ihn hinunter. Ich hatte verstanden. Wir unterhielten uns weiter, als wäre nichts passiert.

Meine letzte Zusammenarbeit mit ihm war 1975, als er kurz vor dem Abzug der Amerikaner aus Saigon seine »verbotenen Meldungen von der Front« schickte. Danach hatten wir kaum noch Kontakt miteinander, außer wenn wir uns in New York zufällig über den Weg liefen. Unsere letzte Unterhaltung fand 1996 statt – anlässlich der Feier des 25-jährigen Jubiläums der Erstausgabe von *Angst und Schrecken in Las Vegas*, das bei dieser Gelegenheit eine Neuauflage in der Reihe Modern Library erfuhr und dadurch endgültige literarische Weihen erhielt, worauf er zu Recht stolz war. Es war ein ganz ausgezeichneter Abend. Unter

den Gästen waren etliche *Rolling-Stone*-Mitarbeiter der ersten Stunde und auch Johnny Depp, mit dem Hunter eine wunderbare Freundschaft verband und der 1998 in der Filmfassung von *Vegas* die Rolle des Raoul Duke, Doktor des Journalismus, spielen sollte.

Eines meiner Lieblingserlebnisse mit Hunter – und es ist sogar auf Video festgehalten – ereignete sich im Frühjahr 1973. Er hatte sich im Seal Rock Inn am westlichen Rand von San Francisco verschanzt, um »Angst und Schrecken im Wahlkampf« den letzten Schliff zu geben, und wurde von einem Fernsehteam, das an einer Dokumentation über den *Rolling Stone* arbeitete, beim Auschecken abgepasst. Er erklärte sich zu einem kurzen Interview bereit und verpasste ihnen einen klassischen sinn- und verstandfreien Hunter-S.-Thompson-Sermon von ein paar Minuten Länge.

Als er jedoch in der Redaktion ankam, um sich von allen zu verabschieden, tauchte das Fernsehteam erneut auf und bombardierte ihn mit dämlichen Fragen. Hunter und ich gaben uns große Mühe, sie zu ignorieren, indem wir uns in seine Fanpost vertieften, die ebenfalls starker Tobak war, bis Hunter schließlich aufgab, den Flur entlang auf den Ausgang zustrebte und mir über die Schulter hinweg zurief: »ICH MUSS MICH DRINGEND MIT JEMAND AUF DER ANDEREN STRASSESEITE TREFFEN!« Auf der anderen Straßenseite war das Jerry's, und der besagte Jemand war ich.

Hunter war ein Schreiber der Extraklasse, und es ist unter anderem seinem Talent zu verdanken, dass der *Rolling Stone* in den Anfangstagen über manche Klippe hinwegkam. Er war ein ganz hervorragender Trinkkumpan, ein Handelsvertreter mit höllischen Qualitäten und, ja, er war ein bisschen verrückt. Verrückt wie ein Fuchs.

Es ist vierzig Jahre her, seit sich Hunter S. Thompson der Wahlkampfkarawane anschloss, und fast sieben Jahre seit seinem Tod. Dennoch schafft er es bis zum heutigen Tag, dass sich viele von uns mit ihm beschäftigen. Als ich mit den Arbeiten an diesem

Buch begann und den Umfang seiner Arbeiten für den *Rolling Stone* in Augenschein nahm, kam ich auf über 450 000 Wörter. Nach etlichen Kürzungen und redaktionellen Eingriffen blieben immer noch 210 000 übrig.

Der Auswahlprozess war relativ einfach. Es wurden lediglich vier Artikel nicht berücksichtigt, weil sie schlicht und einfach vom Niveau her mit den anderen nicht mithalten konnten. Was allerdings auch bedeutete, dass die notwendigen Kürzungen am Rest des Materials umso mehr Mühe bereiten würden.

Am wenigsten kompliziert war das Material über die Wahlkampfkarawane. Es war über weite Strecken auf die damaligen Zustände gemünzt, und etliches davon hatte in der Zwischenzeit an Bedeutung verloren. Allerdings gab es jede Menge Vignetten und skurrile Vorfälle, und auch der Reportagestil hatte nach all den Jahren erstaunlich wenig von seiner Frische eingebüßt.

Charakteristische Merkmale von Hunters Schreibstil sind die grandiose Abschweifung sowie der etwas kürzere, aber sorgfältig formulierte ausführliche Seitenstrang. Wenn eine Abschweifung den Erzählfluss störte, wurde sie gestrichen. Das beste Beispiel für diese Vorgehensweise ist »Fear and Loathing at the Superbowl«. Beinahe die Hälfte dieses Artikels war eine famose Abschweifung, die sich mit den Oakland Raiders beschäftigte, aber ansonsten nichts mit dem eigentlichen Thema zu tun hatte. Wenn allerdings eine Abschweifung oder ein Seitenstrang in hohem Maße komisch war, wurde auf sie natürlich nicht verzichtet. Es wäre ein Verbrechen gewesen, Hunters Abenteuer bei der Fahrt auf einer Vincent Black Shadow auszusparen. Das Gleiche gilt für *Angst und Schrecken in Las Vegas*. Der hier abgedruckte Auszug ist ein separater Abschnitt aus Teil II, in dem Duke und sein Anwalt einem ahnungslosen Delegierten auf der Konferenz der Bezirksstaatsanwälte schwer zusetzen.

Merkwürdigerweise war der Artikel, bei dem es am meisten Probleme bereitete, Streichungen vorzunehmen, Hunters erster Auftrag für den *Rolling Stone*, nämlich »Die Schlacht von Aspen«, wo er seine Bemühungen schildert, unter Einsatz von »Freak Power« das Amt des Sheriffs von Pitkin County, Colorado, zu über-

nehmen. Anfangs strich ich ein paar kurze Passagen, doch beim zweiten Lesen war ich nicht mehr davon überzeugt und ließ die Finger davon. Der ganze Artikel ist einfach zu dicht und zu komplex.

Hunters Zusammenarbeit mit dem *Rolling Stone* beschreibt einen Bogen, der sich schon im Inhaltsverzeichnis eindeutig abzeichnet. Sein Output von 1970 bis 1972 war einfach sensationell, und auch 1974 war er wegen Watergate und allem, was mit Nixon zusammenhing, ständig involviert. Als er im gleichen Jahr nach Zaire geschickt wurde, um eine Reportage über den Kampf zwischen Ali und Foreman zu schreiben, kehrte er mit leeren Händen zurück. Seine Reise nach Saigon kurz vor dem Ende des Vietnamkriegs brachte ein allenfalls mageres Ergebnis in Form einer unfertigen, zusammengestrichenen Rohfassung. Eine spätere Exkursion nach Grenada blieb ganz ohne Resultat. In der Zwischenzeit hatte er durch seine Vorträge an Universitäten eine ziemliche Popularität erlangt; diese waren gut bezahlt, und an Nachfrage herrschte kein Mangel. Allerdings blieb dabei das Schreiben für längere Zeiträume auf der Strecke.

Wenn er dann auf den Seiten des *Rolling Stone* doch wieder aus der schriftstellerischen Versenkung auftauchte, lieferte er häufig erstklassiges Material. »Die Todesfee schreit nach Büffel-fleisch« von 1977 ist eine Hymne auf seinen Freund und seine gelegentliche Nemesis Oscar Acosta, der – vermutlich im Zuge eines schiefgelaufenen Drogendeals – verschwunden war. Im Jahr darauf lieferte er ein zweiteiliges Interview/Porträt von Muhammad Ali, das vor Detailreichtum nur so strotzte und streckenweise einfach haarsträubend war. Wer sonst brächte es fertig, mit einer afrikanischen Stammesmaske vor dem Gesicht in Alis Hotelzimmer zu springen und den Champ dazu zu bringen, dass er Tränen lacht?

Es folgten wieder fünf Jahre Funkstille, bis Hunter eine letzte, großartige Reportage über den skandalumwitterten Scheidungsprozess von Roxanne Pulitzer für den *Rolling Stone* lieferte. »A Dog Took My Place« zeigt Hunter in Hochform; hin- und her-

gerissen zwischen Staunen und Abscheu, taucht er in die Sex- und-Drogen Kultur der wohlhabenden Palm-Beach-Schickeria ein.

In den Neunzigern sollten noch zwei späte Meisterwerke folgen: »Fear and Loathing in Elko« – eine fantastische Erzählung bestehend aus alpträumhaften Sequenzen, die sich um den Richter am Supreme Court Clarence Thomas und eine Bande Durchgeknallter drehen. Es ist beißend komisch und düster zugleich – eigentlich sogar wesentlich düsterer als *Angst und Schrecken in Las Vegas*. »Polo in Las Vegas« ist ein letztes Beispiel für seinen gelegentlich lyrischen Schreibstil und seine Neigung einen großen Bogen zu spannen, wobei er seine Beobachtungen über einen Sport für die Reichen mit Betrachtungen über die verloren gegangene Welt Scott Fitzgeralds und über Sexpuppen vermengt. In diesem Zusammenhang muss man anmerken, dass diese beiden Artikel ebenso wie seine ersten für den *Rolling Stone* am schwierigsten zu kürzen waren.

Die Korrespondenz zwischen Jann und Hunter beginnt mit ihrem ersten Briefwechsel 1970. Sie gibt Blicke hinter die Kulissen, man kann dem Autor bei der Arbeit über die Schulter schauen und miterleben, wie *Vegas* entstand, wie die Berichterstattung über den 72er-Wahlkampf konzipiert wurde; Ideen für Reportagen werden entwickelt (und häufig wieder fallen gelassen), Faxe enthüllen den Druck und die Drohungen, die notwendig waren, um Hunters spätere Arbeiten zu realisieren. Alles in allem stellen diese Briefe und Memos eine zusätzliche Facette in der Biografie dieses Schriftstellers dar, der seine bedeutendsten Arbeiten für den *Rolling Stone* verfasst hat.

Wie alles anfang ...

Hunters erster brieflicher Kontakt zu Jann Wenner datiert vom Januar 1970. Thompsons erstes Buch Hell's Angels war 1966 erschienen und hatte weithin positive Kritiken geerntet. Der Rolling Stone seinerseits existierte damals seit zwei Jahren und war in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt durch seine Sonderausgabe über das Konzert der Rolling Stones in Altamont, bei dem im Dezember 1969 die Hells Angels, die unglaublicherweise als Sicherheitskräfte eingesetzt worden waren, das Publikum terrorisiert und einen Zuschauer mit Messerstichen getötet hatten. Anfangs dreht sich die Korrespondenz zwischen dem Herausgeber und dem Autor um einen möglichen Artikel über Terry the Tramp, einen kurz zuvor verstorbenen Hells Angel, bis Hunter eher beiläufig seine Kandidatur für das Amt des Sheriffs von Aspen, Colorado, erwähnt. »Die Schlacht von Aspen« – womit sowohl Hunters Wahlkampf als auch sein Bericht darüber im Rolling Stone gemeint ist – markiert den Punkt, an dem sich Thompson sowohl persönlich als auch journalistisch auf die politische Bühne begibt, und stellt den Beginn einer wortgewaltigen, engagierten und manchmal explosiven Partnerschaft zwischen Hunter und dem Rolling Stone dar.

Undatierter Brief von Hunter S. Thompson an Jann S. Wenner

Owl Farm
Woody Creek, Colorado
Jan Wenner
Rolling Stone

Eure Berichterstattung über die Ereignisse von Altamont ist, was journalistische Qualität angeht, mit das Beste, was ich je gelesen habe. Als ich einem Freund, der an der UCLA als Dozent für Journalismus arbeitet, Passagen daraus zitiert habe, meinte dieser, er hätte noch nie vom *Rolling Stone* gehört ... und das sagt auch schon alles. Man könnte natürlich auch darüber spekulieren, dass das Problem nicht die Printmedien darstellen, sondern die Leute, die die Printmedien beherrschen. Aber das ist auch schon wieder kalter Kaffee, also schieß drauf. Der *Rolling Stone* lässt jedenfalls [Marshall] McLuhan ziemlich alt aussehen. Er ist, egal welche Maßstäbe man auch anlegt, ein teuflisch gutes Medium mit einer Bandbreite von Hemingway bis [Jefferson] Airplane. Leute wie [der Gründer der *Los Angeles Free Press*, Art] Kunkin und [Autor/Journalist Paul] Krassner kommen nicht mal entfernt an das heran, was ihr macht also vermasselt es nicht, indem ihr euch auf pompösen Quark verlegt; wenn der *R.S.* einginge, wäre das ein herber Verlust, der eine hässliche Lücke hinterließe.

Dabei fällt mir allerdings das beschissene, ignorante Gefasel ein, das bei euch über Eric von Schmidts letztes Album *Who Knocked the Brains Out of the Sky?* zu lesen war. Dieses Album ist eine der wenigen originellen Platten, die ich in den letzten fünf Jahren gehört habe, »Wooden Man« rangiert in einer Liga mit den besten Sachen von The Band, und der Typ, der diesen schleimigen Artikel zusammengeschiert hat, ist ein Grützkopf mit Scheiße in den Ohren. Von Schmidt als miesen Rock-Künstler abzukanzeln ist so, als würde man behaupten, Lenny Bruce könne gegen die Hell's

Angels nicht anstinken, weil er schließlich auf der Strecke geblieben ist.

Mit besten Grüßen
Hunter S. Thompson

Undatierter Brief
von Jann S. Wenner an Hunter S. Thompson

746 Brannan Street
San Francisco 94103

Hunter:

Vielen Dank für deinen Brief. Ich bin ein Fan von dir, seit ich damals die Druckfahnen von deinem *Angels*-Buch gelesen habe (ich war damals bei *Ramparts* angestellt und habe sie mir einfach unter den Nagel gerissen). Die ungekürzte Version hat mich damals umgehauen. Daher ist es schön zu hören, dass du ein Fan von uns bist. Und schön, einen Brief von dir zu bekommen.

Die Plattenkritiken waren in der Vergangenheit öfter ein Problem – jede Menge Oberschülertypen, die ihren onanistischen Neigungen freien Lauf ließen. Wir sind gerade dabei, diese Typen auszusieben und das Ressort mit den Plattenkritiken unter meine Kontrolle zu bringen. Trotzdem entschuldige ich mich für den Schwachsinn, der in der Vergangenheit auf diesem Gebiet verzapft wurde.

Hättest du nicht Lust, für uns zu arbeiten? Worüber schreibst du in letzter Zeit? Schick mir doch einfach was. Vielleicht können wir es verwenden, oder vielleicht hast du auch neue Ideen. Halt mich auf dem Laufenden.

Zwei Sachen, die dich vielleicht interessieren: 1) Wir haben den Altamont Artikel (plus Groupies, Dylan usw.) für den Pulitzerpreis eingereicht. Ich mache mir zwar keine allzu großen Hoffnungen, aber was soll's. Und 2) Ich habe gestern erfahren, dass Terry the Tramp Selbstmord begangen hat – Schlaftabletten. Er hatte nach

Altamont vor, bei den Angels auszusteigen, und das hat er dann auf diese Weise getan. Ich denke, wir bringen eine größere Geschichte über ihn. Hättest du Lust, noch ein paar Gedanken beizusteuern?

Ich hoffe, Woody Creek ist so schön, wie es sich anhört.

Viele Grüße
Jann Wenner

Brief von HST an JSW

25. Febr. 70

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann,
danke für dein Schreiben & viel Glück in der Pulitzer-Angelegenheit. Wenn ich mitstimmen dürfte, wärt ihr fein raus ... Aber ihr habt es da mit einem Haufen hirnverkrusteter Arschgeigen zu tun, deswegen lass den Kopf nicht hängen, wenn sie euch keine Medaille geben. Und wenn doch, dann vermutlich aus den falschen Gründen.

Was eventuelle Beiträge meinerseits für euch angeht: Die Neuigkeiten über Terry the Tramp sind mir schwerstens auf die Seele geschlagen. Wenn ich an all die üblen Scheißkerle denke, bei denen es absolut angebracht wäre, wenn sie Selbstmord begingen, und dann höre, dass ausgerechnet Terry es wirklich gemacht hat, wird mir richtig schlecht. Ich habe stundenlange Unterhaltungen zwischen ihm & mir auf Band, die ich mir letzte Nacht angehört habe & ich weiß noch, wie der Sack immer wieder davon geredet hat, dass diese ganze Angels-Sache für den Arsch war & dass er da irgendwie rauswollte ... aber er hatte keine Ahnung, wie er es anstellen oder wo er danach hinsollte. Er war der Einzige von den Angels, der mir über längere Zeit so nahestand, dass ich in Erwägung gezogen habe, ihn als Freund zu bezeichnen. Ich hatte immer damit gerechnet, dass er hier mal auftauchen würde, &

hätte mich darüber auch echt gefreut – aber er hat es nie getan. Und jetzt, wo ich deinen Brief lese, macht es mir weniger aus zu wissen, dass er tot ist, sondern was mich echt wurmt, ist die Vorstellung, wie er da sitzt und den Entschluss fasst, es tatsächlich zu machen. Er hätte sich seinen Bock schnappen und mit Tempo 200 auf dem Highway frontal in einen Bullenwagen reinbrettern sollen. Das wäre nach seinem Geschmack gewesen; deswegen bin ich stinksauer zu erfahren, dass er sich am Ende auf Knien davongemacht hat.

Egal – ich würde gerne was über ihn schreiben. Vielleicht eine längere Geschichte, denn bei dem Gedanken an ihn und die Szene damals fällt mir einiges ein, was allmählich verschüttgeht. San Francisco Mitte der Sechziger war schon sehr speziell ... und Terry war für mich immer eine Schlüsselfigur. Ich weiß noch, wie ich ihn ins Matrix mitgenommen habe, um Airplane zu sehen – das war noch vor ihren Tagen im Fillmore ... und dann mein Ausflug mit ihm nach LaHonda, wo wir Kesey getroffen haben ... und das ganze Rumgeficke mit den Peace Freaks in Berkeley. So gesehen sollte ich schon eine anständige Geschichte über ihn zustande bringen – ein Freak-Symbol einer Ära, die er selbst nie richtig verstanden hat. Wie viel Platz hast du denn zur Verfügung? Eher ein kurzer Nachruf oder ein langer Sermon mit der Wahrheit und nichts als der Wahrheit? Sag schnell Bescheid, wenn du es schnell brauchst – und außerdem, was du dafür zahlst. Ich schreibe das Ding sowieso, wenn es Platz dafür gibt, aber ich neige dazu, mich ein bisschen mehr ins Zeug zu legen, sobald ich Geld rieche.

Ich überlasse es dir: Einen kurzen Nachruf (etwa 2500 Wörter) schreibe ich für lau ... ein langer Artikel (10 000–15 000 Wörter) kostet was. Ich hätte ziemliche Lust, mich damit zu befassen, zumal es auch ganz gut zu dem Buch passen würde, das ich eigentlich derzeit für Random House fertig machen soll und das schon lange überfällig ist ... wenn du also einen langen Artikel gebrauchen kannst, wäre das kein Problem. Scheiße ... ich feilsche hier herum wie ein Teppichhändler (oder ein Speed-Dealer), andererseits hat es aber auch keinen Zweck, auf die Schnelle einen ellenlangen esoterischen Sermon voller Wahnwitz abzusondern, für den dann

doch niemand Verwendung hat. So was hab ich schon zu oft gemacht, und so langsam ist die Luft raus was das angeht ...

O. K., so weit, so gut ... sieh zu, dass der *R.S.* in der Spur bleibt. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Scheiße uns von allen Seiten um die Ohren fliegt.

Ciao
Hunter

Ach ja, schick mir doch alles zu, was du an Zeitungsmeldungen über Terry auftreiben kannst – auch, ob es eine Beerdigung gibt usw. Das wäre ganz nützlich für den Fall, dass ich etwas Längeres schreiben soll. – Danke

Brief von JSW an HST

30. März 1970

Hunter Thompson
Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Hunter,
bitte entschuldige, dass ich so lange nichts von mir habe hören lassen, aber dein letzter Brief kam hier erst an, als ich schon auf dem Weg nach London war, von wo ich gerade wieder zurück bin.

Terry the Tramp ist in der Zwischenzeit leider nicht mehr aktuell, aber wir haben einen hervorragenden Artikel über ihn von einem unserer Mitarbeiter in London bekommen – Chuck Alverson heißt der Mann. Ich denke, wir werden ihn für eine Sonderausgabe über die Sixties verwenden, die wir für den Herbst planen. Insofern ist es nicht notwendig, dass du dich mit dem Thema noch mal befasst.

Trotzdem wäre ich sehr daran interessiert, dass du für uns schreibst. Du hast geschrieben, dass du an einem Buch für Random House arbeitest, und wenn Terry the Tramp da hineinpasst, gibt es ja das eine oder andere aus diesem Buch, was für den *Rolling Stone* geeignet wäre. Vielleicht kannst du uns ja ein paar entsprechende

Kapitel schicken, die wir dann eventuell abdrucken könnten. Ich würde sie auf jeden Fall gerne lesen.

Viele Grüße
Jann Wenner

Brief von HST an JSW

10. April '70

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann,

O. K., ich werde dich wissen lassen, wann immer ich etwas habe, das für den *R.S.* geeignet ist. Keine Ahnung, wann oder was das sein wird. Ich bin im Moment so sehr mit meiner Kandidatur für das Amt des Sheriffs und der neuen Ausgabe von *Wall Poster* beschäftigt, dass ich kaum Zeit habe, mich ernsthaft dem Schreiben zu widmen. Andererseits wird mir kaum etwas anderes übrig bleiben – oder ich muss mir eine richtige Arbeit suchen. Also werde ich dir ziemlich bald schon etwas schicken.

Bis dahin habe ich noch eine andere Bitte: Kannst du dafür sorgen, dass ich in den Verteiler von *Earth Times* [eine Zeitschrift, die von Jann kurz zuvor ins Leben gerufen worden war und die sich mit Umweltfragen befasste] komme? Wer ist der Chef von dem Laden. Wenn du es sein solltest, schreib mich auf die Liste und schick mir eine Rechnung. Wir können aber auch einen Tauschhandel machen – du bekommst zwölf Ausgaben von *Wall Poster*, dessen Existenz zumindest bis nächsten November – da werden wir es auf einen entsetzlichen Höhepunkt zutreiben – einigermaßen abgesichert ist. Bis dahin ist das WP unser Forum. Ich lege die ersten beiden Ausgaben bei, damit du dir ein Bild machen kannst.

Im Augenblick bin ich erst mal damit befasst, mich nach allen Seiten nach Tipps und Anregungen zu erkundigen, was Druck und Vertrieb angeht und bis Anfang Juni die entsprechenden Informationen zusammenzuhaben, um ab dann regelmäßig zweimal

pro Monat erscheinen zu können. Falls du in dieser Richtung ein paar Ideen hast – in erster Linie, was den Verkauf an der Westküste angeht, oder vielleicht kennst du auch ein paar Vertriebe oder andere Kontakte –, wäre es prima, wenn du dich möglichst bald melden würdest. Schick mir einfach alles, was dir einfällt. Dafür jetzt schon vielen Dank.

Ansonsten setze mich bitte auf die *Earth Times*-Liste.

Ciao ...

Hunter S. Thompson

PS. Was Chuck Alverson in London betrifft – er ist ein alter Freund von mir aus der Zeit in S. F. Von ihm stammt eine der ersten größeren Magazin-Stories über die Hell's Angels (erschieden in *True*). Wenn du ihn siehst, richte ihm Grüße von mir aus.

Brief von JSW an HST

16. April 1970

Hunter S. Thompson
Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Hunter

Danke für deinen Brief. Wenn es um etwas geht, das in den *Rolling Stone* passen würde: Wie wäre es mit einem Bericht über deine Kandidatur für das Amt des Sheriffs? Würde doch prima passen.

Wall Poster hat mich umgehauen. Was Vertriebe angeht, kann ich dir leider nicht weiterhelfen, aber ich denke, du könntest jede Menge Exemplare zum Stückpreis von 25 Cent loswerden und sie einfach per Post verschicken. Falls du dich dazu entschließen solltest, können wir in der Rubrik Vermischtes einen entsprechenden Hinweis schalten.

Beigefügt sind die ersten beiden Ausgaben von *Earth Times*. Ich hätte wirklich gerne einen Artikel über deine Kandidatur zum

Sheriff. Das Ganze klingt fantastisch, wie wäre es mit einem Bericht aus der Sicht des Akteurs mit jeder Menge allgemeiner Informationen über Aspen und Details über die Szene dort. Ich denke an etwa 2500 Wörter Umfang. Wie wäre das?

Beste Grüße
Jann Wenner

PS. Chuck Alverson ist im Augenblick im Mittelmeerraum unterwegs, wo er für uns eine Reportage über die Schmuggelrouten für Haschisch schreibt. Er wird im August wieder in San Francisco sein und würde sich vermutlich freuen, dich zu sehen.

Brief von HST an JSW

23. April '70

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann ...

O. K. ... kommen wir als Erstes zu den kritischen Punkten, betreffend den Artikel über meine Kandidatur zum Sheriff als auch was die *25-Cent-Wall-Posters* angeht.

Erstens: Ich habe im letzten *R.S.* das Foto/die Meldung über den Typen gesehen, der in Virginia City als Sheriff kandidiert. Hört sich ganz gut an, ist aber mit der Situation hier nicht annähernd zu vergleichen. Die Szene hier ist ziemlich düster ... die Gegner, mit denen wir es zu tun haben, sind ein anderes Kaliber, z. B. die 1st National Bank of NY, die »First Boston« und die Aspen Ski Corp. – mit Direktoren wie Rbt. McNamara, Paul Nitze & anderen Schwergewichten aus Washington. Was wir hier versuchen, ist – nachdem wir die Bürgermeisterwahl letzten November mit gerade mal sechs (6) Stimmen Rückstand verloren haben –, die Kontrolle über das zu bekommen, was unsere Gegner als eine ertragreiche Goldmine betrachten. Und das zu Recht. Die Vorstellung, dass ein 29 Jahre alter Motorradrennfahrer letzten

Herbst um ein Haar Bürgermeister von Aspen geworden wäre, hat den Geldsäcken den Arsch so auf Grundeis gehen lassen, dass sie jetzt probieren, eine Gemeindeordnung durchzuboxen, die nicht nur die meisten »unserer« Wähler von der Wahl ausschließen, sondern auch verhindern soll, dass ein Großteil »unserer« Kandidaten zur Wahl antreten darf. Also müssen wir schnellstens eine Kampagne gegen diese neue Gemeindeordnung starten, über die im Juni abgestimmt wird (Ja oder Nein). Wenn wir damit Erfolg haben, glaube ich, dass wir bis November einen verdammten Erdrutsch auslösen können – nicht nur was das Amt des Sheriffs angeht, sondern auch bei der noch entscheidenderen Wahl des County Commissioner. Und außerdem bei dem Bürgerentscheid über die Umbenennung von Aspen in Fat City. Damit hätten wir die Drecksäcke am Arsch und die De-facto-Kontrolle über den ganzen Bezirk.*

Also, ich denke, du verstehst die Problemlage – sowohl was das Timing als auch was die Bedeutung des Ganzen angeht. Meine Kandidatur zum Sheriff ist nur ein kleiner Teil einer Gesamtstrategie, die so was wie die Machtübernahme durch Freak Power darstellt. Das Ganze fing letzten November an und wird sich bis November '70 hinziehen. Daher solltest du dir Gedanken über den geeigneten Zeitpunkt für einen Artikel machen; mir persönlich wäre irgendwann im Sommer, beispielsweise August, ganz recht, denn dann müsste die Sache schön am Rollen sein. Ich kann aber auch warten, bis alles vorbei ist ... obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dass ich dann, falls ich verliere, mich irgendwo zusammen mit Chuck Alverson in der Welt herumtreibe. Wenn ich mich ernsthaft um das Amt des Sheriffs bemühe, habe ich nur zwei Alternativen: zu gewinnen oder mich zu verpissen. So ist das hier Tradition – und in meinem Fall ganz besonders. Letzten Sommer gab es hier heftige Gewaltausbrüche, und so wie's aussieht, wird es dieses Jahr neunmal schlimmer. Letztes Jahr ging die ganze Dynamit-Action erst Mitte Juli los, während es dieses Jahr schon im April heftig

* Wir haben gerade in der Innenstadt ein Büro gemietet – ein Blockhaus mit riesigen Fenstern.

gekracht hat ... und die fast erfolgreiche Wahl letzten Herbst hat dem Selbstvertrauen der lokalen Freaks, was zukünftige Aktionen angeht, einen riesigen Schub verpasst.

Also ... was den Artikel über die »Wahl zum Sheriff« betrifft, neige ich dazu, ihn in einem weit größeren Kontext zu sehen. Wenn Freak Power in Aspen gewinnt, kann das auch in vielen anderen Städten passieren ... so gesehen würde ich den Artikel lieber früher als später schreiben – vielleicht so, dass er im August schon erscheinen kann –, damit das, was wir hier lernen, noch vor November auch an anderen Orten nutzbringend angewendet werden kann. Worauf es ankommt, ist nicht, ob ich gewinne oder nicht – und ich bete zur Hölle, dass ich nicht gewinne –, sondern vielmehr der Mechanismus der Übernahme der politischen Macht in einer Gegend mit einem potenziell mächtigen Anteil von Freaks an der Gesamtbevölkerung. (Nebenbei sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich, falls ich *tatsächlich* gewinne, die gesamte Amtszeit ableisten werde – allerdings nicht ohne Unterstützung durch eine sorgfältig ausgewählte Bande von sehr speziellen Hilfssheriffs, die sich größtenteils bereits während der Kampagne zur Wahlregistrierung meiner Unterstützer bewährt haben.) Wie sich überhaupt letzten Herbst herausgestellt hat, dass die *Wahlregistrierung* der Schlüssel zur Macht für die Freaks darstellt.

So viel dazu. Ich kann den Artikel früher oder später liefern; früher wäre mir lieber, aber was zum Teufel? Die Sache ist sowieso am Rollen, und im Herbst wird ein Arsch voll Leute diese Stadt verlassen: Die Frage ist nur, wer das sein wird.

Nun denn ... mittlerweile ist es drei Tage später, & ich habe gerade mit [dem Herausgeber von *Ramparts* und *Scanlan's*] Warren Hinckle telefoniert, der meinte, ich soll für *Scanlan's* etwas über das Kentucky Derby schreiben. Ich mache mich in ein paar Stunden auf den Weg nach Louisville, deswegen bringe ich das hier noch schnell zu Ende.

Derzeit liegen wir 60 : 40 im Hintertreffen – aber wir haben mit unserer irren Brillanz, die wir jedes Mal an den Tag legen, wenn wir wirklich was erreichen wollen, bisher noch hinter dem Berg

gehalten, sodass die wahren Verhältnisse in etwa bei 50 : 50 liegen dürften. Was bedeutet, dass wir, wenn wir keine ernsthaften Fehler machen, bis November 1970 sowohl die Gemeinde als auch den Bezirk kontrollieren werden. Dies umfasst die Wahl zum Sheriff und (noch wichtiger) die Wahl zum County Commissioner und darüber hinaus das Referendum über die Umbenennung der Stadt in »Fat City«.

In der Zwischenzeit sehen wir uns mit einer Klage des Bezirksstaatsanwalts konfrontiert, der behauptet, dass er durch *Wall Poster #1* gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen. Er will mehr Geld als Meat Possum Press [ein lockeres Kollektiv aus Hunter S. Thompson und einer Gruppe Gleichgesinnter] je erwirtschaften kann, deswegen schieß auf ihn – soll er doch machen, ist uns nur recht. In *WP #4* werden wir ihm richtig an die Gurgel gehen und ihn hoffentlich zu weiteren Wahnsinnstaten animieren.

Das wär's dann; ich mache mich auf den Weg zum Derby. Gib mir Bescheid, wann du den Sheriff-Artikel willst, und schreib den Hinweis auf *Wall Poster* in der Sektion Vermischtes, wann immer du denkst, dass es passt; wir sind jedenfalls dankbar dafür. O. K.

Hunter

Undatierter Brief von JSW an HST

746 Brannan Street
San Francisco 94103

Hunter:

Die Aspen-Story hört sich großartig an. Richtig klasse. Von mir aus gerne ausgiebig – 5000 Wörter, oder was immer du für angemessen hältst – und über die ganze Sache. Die Wahl im letzten Jahr, die Wahlen dieses Jahr, die Dynamit-Geschichten, das ganze Lokalkolorit und die beteiligten Personen. Das Ganze klingt wie gemacht für uns. Am liebsten würde ich es im Juni oder Juli bringen und nicht erst, wenn alles vorbei ist, sondern während alles

noch in vollem Gange ist. Wenn du einen Fotografen vor Ort kennst, hol ihn mit an Bord, ansonsten schicken wir dir einen von unseren Leuten.

Die ganze Angelegenheit liegt mir echt am Herzen – sowohl was Freak Power betrifft, oder wie immer du es nennst, als auch als eine Story darüber, wie junge ausgeflippte Leute versuchen, eine Stadt wie Aspen im Rahmen einer regulären Wahl zu übernehmen, mit einer Beschreibung der Lage in Aspen im Allgemeinen und den speziellen Aspekten der Wahlen; wer tritt gegen wen an, wie reagieren die Alteingesessenen, wie funktioniert die Registrierung zur Wahl.

Deine Story im *R.S.* sehe ich deshalb im Rahmen der Bemühungen, möglichst viele Leute dazu zu bringen, sich 1972 in die Wählerlisten eintragen zu lassen

Also mach es. Wir drucken es, sobald du damit fertig bist. Als Honorar kannst du fünf Cents pro Wort veranschlagen. Und was den Fotografen angeht, gib Bescheid.

Jann

Ich denke, es ist besser, mit der Ankündigung für *Wall Poster* zu warten, bis wir den Artikel bringen.

Brief von HST and JSW

Juni '70

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann ...

Vom Derby zurück. Erhole mich gerade von einem Heiden-schlamassel – Abgabetermin für *Wall Poster* #4 bei der Druckerei in Denver ist in vier Tagen, und es ist noch kein Wort geschrieben. Nicht einmal das Cover ist fertig. Und mein Partner Tom Benton liegt im Krankenhaus wegen einer Schulteroperation. Also geht hier alles drunter und drüber. Selah.

Was den Aspen/Politik-Artikel angeht, schwebt mir vor, etwa Mitte/Ende Juni zu liefern. Wobei problematisch ist, dass alles, was ich im *R.S.* schreibe, ziemlich schnell nach hier oben dringt und ich diesen Aspekt berücksichtigen muss, bevor ich loslege. Unser Kandidat für den Posten des County Commissioner weiß noch gar nichts von seinem Glück ... und ich will, dass er definitiv zusagt, bevor ich für das Amt des Sheriffs antrete. Denn ansonsten werden er und mit ihm unsere ganze Bande aus Liberalen und Leuten mit Geld ausflippen und mich die ganze Geschichte ausschließlich als Freak-Power-Feldzug aufziehen lassen; und das wird nicht funktionieren. Die ganze Aussteiger/Head-Mentalität kann einem den letzten Nerv rauben – die Typen können Kent State und Kent-Zigaretten nicht auseinanderhalten, und ehrlich gesagt geht denen die ganze Sache am Arsch vorbei. Aber ich werde trotzdem einen anständigen Artikel über die Angelegenheit zustande bringen – so viel ist sicher. Lass uns mal den 20. Juni anvisieren.

Was Fotos angeht, haben wir hier ein paar Typen, die eigentlich ganz kompetent sind, aber sich auch einen Scheiß um die Angelegenheit kümmern, deswegen warte noch ein bisschen, bevor du jemanden hochschickst. Der 4. Juli hier oben ist voll für den Arsch: Gewalt, Bomben, Biker, Banden mit Schrotflinten usw. Deswegen wäre es, wenn ich bis zum 1. Juli nicht ein paar gute Fotos an Land ziehe, am besten, jemanden hierherzuschicken, der die ganze Szenerie mit einem frischen Auge einfangen kann. Es gibt hier ein oder zwei Fotografen, die das ganz gut hinbekommen würden, aber wenn ich es nicht schaffen sollte, die Typen aus ihrer Lethargie zu reißen, sind wir mit jemandem, der ein echtes Interesse an der Sache hat, besser bedient. Ich halte dich auf dem Laufenden.

Ehrlich gesagt wäre es mir sogar ganz recht, wenn einer von euren Leuten hierherkommt, weil ich im anderen Fall hier wieder den Hirtenhund für die örtlichen Penner spielen & ihnen den Arsch nachtragen muss, während sie bloß mal kurz auf den Auslöser drücken. (Vielleicht sollte ich die Sache selbst erledigen. Ich hab früher mal nebenbei als Fotograf gearbeitet. Es gibt keinen Grund, warum ich es nicht noch mal probieren sollte ... und wenn ich

nichts zustande bringe, können wir immer noch einen von euren Leuten anheuern.)

Also gut, die Sache ist am Kochen. Mein einziges Problem besteht darin, das Ding so zu schreiben, dass ich im November nicht in Teufels Küche lande. Nun denn, wir werden sehen ...

Viele Grüße
Hunter

Die Schlacht von Aspen: Freak Power in den Rocky Mountains

1. OKTOBER 1970

Zwei Stunden bevor die Wahllokale schlossen, fiel uns auf, dass wir kein Wahlkampfhauptquartier hatten – weder irgendein Loch noch einen großen Ballsaal, wo die Unverzagten sich versammeln konnten, um die elende Wahlnacht in banger Erwartung zuzubringen. Oder den triumphalen Wahlsieg zu feiern, der plötzlich greifbar nahe schien.

Wir hatten den gesamten Wahlkampf an einem langen Eichenholztisch in der Jerome Tavern an der Main Street bestritten, in aller Öffentlichkeit, sodass jeder sich ein Bild von unserer Arbeit machen oder sogar mitmachen konnte, wenn die Bereitschaft dazu bestand ... doch nun, in diesen finalen Stunden, wollten wir ein bisschen Privatsphäre – einen sauberen, einigermaßen angenehm beleuchteten Raum, in dem wir uns zurückziehen und abwarten konnten.

Was wir außerdem brauchten, war jede Menge Eis und Rum – und einen Beutel Drogen, die einem ordentlich das Hirn durchrüttelten, für diejenigen, die es zum Ende des Wahlkampfes richtig krachen lassen wollten, unabhängig davon, wie die Sache ausging. Am dringendsten allerdings brauchten wir jetzt, wo sich die Abenddämmerung über die Stadt senkte und die Wahllokale um sieben Uhr schlossen, ein Büro mit jeder Menge Telefonanschlüsse, um in letzter Sekunde noch schnell all jene mit Anrufen zu bombardieren, die bisher noch nicht zur Abstimmung erschienen waren. Zu diesem Zwecke hatten wir kurz vor fünf von unseren Wahlbeobachtern, die seit dem Morgen im Einsatz waren, die Wählerlisten einsammeln lassen, und es war nach

einer schnellen Zählung klar geworden, dass die Freak-Power-Bewegung eine massive Beteiligung an den Tag gelegt hatte.

In den letzten Stunden dieses Wahltags im November 1969 sah es ganz so aus, als ob Joe Edwards, ein 29-jähriger Anwalt und Motorradrennfahrer aus Texas, der nächste Bürgermeister von Aspen, Colorado, werden würde.

Der nicht mehr kandidierende bisherige Bürgermeister Dr. Robert »Bugsy« Barnard hatte während der letzten 48 Stunden im Radio finstere Warnungen abgesondert, dabei von langjährigen Gefängnisstrafen wegen Wahlbetrugs gefaselt und damit gedroht, dass »Phalanxen von Wahlbeobachtern« gewalttätige Maßnahmen gegen jedweden Abschaum ergreifen würden, der irgendwie merkwürdig oder freakig aussah und es wagte, sich bei den Wahllokalen blicken zu lassen. Wir informierten uns über die Gesetzeslage und fanden heraus, dass Barnards Warnungen im Radio den Tatbestand der »Wählereinschüchterung« erfüllten, und so rief ich den Bezirksstaatsanwalt an und versuchte, einen sofortigen Haftbefehl gegen den Bürgermeister zu erwirken ... doch der Staatsanwalt meinte nur: »Lassen Sie mich da raus, stellen Sie doch Ihre eigene Wahlpolizei auf.«

Und genau das taten wir dann in Form von gut organisierten Teams von Wahlbeobachtern: jeweils zwei Leute, die sich ständig im Inneren des Wahllokals aufhielten, während davor jeweils sechs weitere in Kleinbussen oder Trucks Wache schoben, die mit Proviant, Propagandamaterial, Checklisten und gebundenen Fotokopien sämtlicher Wahlgesetze des Staates Colorado ausgestattet waren.

Die Idee war, ständig massive Verstärkung für unsere Leute *in* den offiziellen Wahllokalen bereitzuhalten. Und auch wenn diese unverhüllte Präsenz ziemlich schweres Kaliber darstellte – was eine Menge Leute abschreckte, die allerdings sowieso nie für Edwards gestimmt hätten –, so stand dahinter die Besorgnis, dass der Bürgermeister und seine Cops schon relativ früh am Wahltag irgendwelche Schweinereien abziehen könnten, die sich schnell herumsprechen und für Panik sorgen sollten, um auf diese Weise einen Großteil unserer Anhänger vom Urnengang

abzuhalten. Unabhängig von der Rechtslage hatten die meisten unserer Leute Schiss vor *jedweder* Form von Schikanen seitens der Polizei anlässlich der Wahl. Also schien es uns wichtig, gleich von Anfang an in aller Deutlichkeit zu demonstrieren, dass wir die Rechtslage genau kannten und *keinerlei* Schikanen gegen unsere Leute dulden würden. Nicht die geringsten.

Jeder unserer Wahlbeobachter der Abendschicht war von uns ausgestattet mit einem tragbaren Tonbandgerät samt Mikrofon, um es jedem der gegnerischen Wahlbeobachter unter die Nase zu halten, der irgendwelche Fragen stellte, die über die rechtlich zulässigen Fragen nach Name, Adresse und Alter hinausgingen. Wurden weitere Fragen gestellt, so verstieß dies gegen ein obskures Gesetz gegen »Versuche der Wahlbehinderung«, sozusagen der kleine Bruder des wesentlich schwerer wiegenden Vorwurfs der »Einschüchterung der Wähler«.

Und da der Einzige, der tatsächlich damit gedroht hatte, Wähler einzuschüchtern, der Bürgermeister gewesen war, beschlossen wir, es so früh wie möglich im Wahlbezirk 1 zu einer Konfrontation kommen zu lassen, wo Bugsy nach eigener Ankündigung höchstpersönlich die Frühschicht als Wahlbeobachter im Auftrag unserer Gegner übernehmen wollte. Wenn die Arschficker eine Konfrontation wollten, so unsere Überlegung, dann sollten sie sie bekommen.

Das Abstimmungslokal des Wahlbezirks 1 war das »Cresthaus«, ein Hotel, das einem alten, als Nazi berüchtigten Schweizer gehört, der sich Guido Meyer nennt. Guido ist nach Aspen abgehauen – wo er ein paar Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aufgetaucht ist ... und seitdem einen Großteil seiner Energie darauf verwendet (darunter auch zwei Amtszeiten als Magistrat der Stadt), sich an diesem Land zu rächen, indem er Touristen ausnimmt wie Weihnachtsgänse und junge (oder arme) Leute reihenweise einbuchtet.

Der gute Guido musste staunend mit ansehen, wie der Bürgermeister in seinem Porsche um zehn vor sieben auf den Parkplatz des Cresthaus rollte, und dabei einen Kordon von schweigenden Edwards-Anhängern passieren musste, die darauf warteten, zur

Wahl zu gehen. Wir hatten es geschafft, ein halbes Dutzend ausgesucht finstere, nichtsdestotrotz offiziell stimmberechtigte Gestalten aufzutreiben, die nun, als der Bürgermeister auftauchte, anstanden, um von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Hinter ihnen lümmelten mindestens ein Dutzend weitere Gestalten um den Kaffeespender in einem alten VW-Bus herum, die meisten von ihnen groß, breit und bärtig, manche sogar so versessen auf Gewalt, dass sie die ganze Nacht damit zugebracht hatten, aus Fahrradketten Totschläger zu basteln oder mit Unmengen von Speed ihren Wahnsinn am Brodeln zu halten.

Bugsy war wie vom Donner gerührt. Er hatte langjährige Erfahrungen mit Drogen, doch dies war das erste Mal, dass er sich einer Horde Heads gegenüber sah, die alles andere als passiv, nämlich superaggressiv auftraten. Was war nur in sie gefahren? Warum hatten sie so funkelnde Augen? Und warum brüllten sie: »Du bist am Arsch, Bugsy ... Wir machen dich alle ... Deine Zeiten sind vorbei ... Wir treten dich in den Arsch, dass es nur so kracht.«

Wer waren diese Leute? Alles Fremde? Irgendeine Horde hässlicher Biker aus San Francisco? Natürlich ... so musste es sein ... dieser Mistsack Edwards hatte einen Haufen Motorradfreaks hier hochgekartet. Aber dann schaute er genauer hin ... und erkannte an der Spitze der Reihe seinen Ex-Trinkkumpan Brad Reed, den Töpfer und notorischen Waffennarr, eins neunzig groß und hundert Kilo schwer, Vollbart und lange schwarze Matte, ein breites Grinsen auf dem Gesicht, ansonsten aber schweigend wie ein Grab ...

Gütiger Gott, die anderen kannte er auch ... da war Don Davidson, der Steuerberater, glatt rasiert und einigermaßen normal aussehend in seinem schicken kastanienbraunen Parka, aber nicht mal ansatzweise lächelnd ... und wer waren diese beiden Mädchen, diese wohlgeformten blondhaarigen Gestalten, deren Namen er sogar von zufälligen Begegnungen in freundlicheren Zeiten kannte? Was taten sie hier draußen in der Morgendämmerung inmitten dieses bedrohlichen Mobs?

In der Tat. Was machten sie hier? Er hastete nach drinnen, um sich mit Guido zu beratschlagen, doch stattdessen rannte er Tom

Benton in die Arme, dem stark behaarten Künstler und stadtbekanntem Radikalen ... Benton grinste wie ein Krokodil, schwenkte ein kleines schwarzes Mikrofon und sagte: »Herzlich willkommen, Buggy. Du bist spät dran. Die Wähler warten schon draußen ... Hast du sie gesehen? Waren sie nett? Und falls du dich fragst, was ich hier mache, ich bin Wahlbeobachter für Joe Edwards ... und der Grund, warum ich diesen kleinen Apparat habe, ist der, damit ich jedes einzelne Wort von dir aufnehmen und dich vor Gericht zerren kann, sobald du anfängst, unsere Wähler zu schikanieren ...«

Schon wenige Augenblicke später musste der Bürgermeister seine erste Schlappe einstecken. Einer der ersten offensichtlichen Edwards-Wähler war ein blonder Bursche, der aussah, als wäre er gerade mal siebzehn. Buggy war schon drauf und dran, ihn vollzulabern, als Benton ihm mit dem Mikrofon zu Leibe rückte, um gegebenenfalls zu intervenieren ... doch bevor Benton auch nur ein Wort sagen konnte, knurrte der Junge den Bürgermeister an und brüllte: »Fick dich ins Knie, Buggy! Find selber raus, wie alt ich bin. Ich kenne meine verdammten Rechte. Ich muss dir überhaupt keinen Nachweis für irgendwas zeigen. Deine Tage sind gezählt, Buggy. Du bist ein toter Mann! Geh mir aus dem Weg! Ich will meine Stimme abgeben!«

Die nächste unangenehme Begegnung hatte Buggy mit einem sehr schwergewichtigen jungen Mädchen, dem sämtliche Vorderzähne fehlten und das ein ausgeleiertes T-Shirt ohne BH darunter trug. Irgendwer hatte sie zum Wahllokal gebracht, aber als sie dort ankam, fing sie an zu heulen. Sie schlotterte vor Angst und traute sich nicht hineinzugehen. Wir durften uns dem Eingang nur bis auf dreißig Meter nähern, aber es gelang uns, Benton zu informieren, der herauskam und das Mädchen nach drinnen eskortierte. Sie gab trotz Buggys Proteste ihre Stimme ab, und als sie wieder herauskam, strahlte sie über das ganze Gesicht gerade so, als hätte sie im Alleingang Edwards' Wahlsieg durchgeboxt.

Danach machten wir uns um den Bürgermeister keine Gedanken mehr. Es waren keine Schlägertrupps mit Totschlägern auf-

getaucht, keine Polizeikräfte zu sehen, und Benton hatte sich im Wahllokal fest etabliert. Im Wahlbezirk 2 und 3 waren die wahlberechtigten Freaks nicht so stark vertreten, und alles ging geschmeidig seinen Gang. Genau genommen war es sogar einer unserer offiziellen Wahlbeobachter (ein Drogenheini mit einem Bart von über einem halben Meter Länge), der im Wahlbezirk 2 durch sein aggressives Verhalten eine Panik unter einigen Dutzend Normalos verursachte. Der Stadtsyndikus rief Edwards an und beschwerte sich, dass irgendein potthässlicher Irrer von einer 75-jährigen Frau verlangte, ihre Geburtsurkunde vorzulegen, bevor er ihr erlaubte, ihren Stimmzettel einzuwerfen. Wir waren gezwungen, den Mann auszutauschen. So vorbildlich sein Eifer auch sein mochte, fürchteten wir dennoch, dass er Vergeltungsaktionen nach sich ziehen würde.

Genau das war ohnehin schon die ganze Zeit über unser Problem gewesen. Wir hatten versucht, einen großen Teil des Undergrounds zu mobilisieren und zur Stimmabgabe zu bewegen, ohne gleichzeitig die »braven Bürger« so sehr zu verängstigen, dass sie Gegenmaßnahmen ergriffen. Leider funktionierte das nicht richtig – hauptsächlich weil der Großteil unserer besten Leute ebenfalls langhaarig und ziemlich auffällige Gestalten waren. Unser Eröffnungscoup – die Mitternachtskampagne zur Wählerregistrierung – war eine Blitzaktion von zwei bärtigen Heads, Mike Solheim und Pierre Landry, die bei Nacht und Nebel die Straßen und Bars abgrasten wie zwei wild gewordene Junkies, um hochgradig apathische Hippies und Artverwandte dazu zu bewegen sich in die Wählerlisten einzutragen.

In Aspen wimmelt es von Freaks, Heads, Partyvolk und Nachtgestalten aller Art ... doch die meisten von ihnen würden sich eher in den Knast sperren lassen oder Stockhiebe auf die Fußsohlen ertragen, als sich dem Horror auszusetzen, sich als Wähler registrieren zu lassen. Anders als der Großteil der Spießbürger und Geschäftsleute kostet es den Aussteiger *Überwindung*, von seinem Wahlrecht endlich Gebrauch zu machen. Dabei bedeutet es keinerlei Aufwand oder Risiko, allenfalls zehn Minuten Small

Talk, und dennoch windet sich der durchschnittliche Aussteiger bei den Gedanken daran, sich in eine Wählerliste einzutragen, wie ein Aal. Die psychologischen Hemmschwellen, »sich wieder mit dem System einzulassen« usw. sind turmhoch ... und wir mussten in Aspen lernen, dass es keinen Zweck hat, jemanden zu überreden, einen solchen Schritt zu unternehmen, solange man dafür nicht sehr gute Gründe ins Feld führen kann. Wie beispielsweise einen Kandidaten, der völlig aus dem Rahmen fällt ... oder irgendetwas Sensationelles.

Das zentrale Problem, mit dem wir letzten Herbst zu kämpfen hatten, war die Kluft zwischen der Head-Kultur und politischem Aktivismus. War zu Beginn der amerikanischen Gegenkultur in Berkeley noch die Parole ausgegeben worden, das Schweinesystem kämpfend zu besiegen, so machte diese Einstellung im Gefolge der alptrauhaften Niederlagen während der Jahre von 1965 bis 1970 der abgestumpften Überzeugung Platz, dass es besser war, die Flucht zu ergreifen oder in Deckung zu gehen, als sich mit den Schweinhunden auf irgendwelche Scharmützel einzulassen, die auch nur entfernt den Eindruck machten, als würden sie nach deren Regeln ausgefochten.

Unsere Kampagne zur Wählerregistrierung zielte fast ausschließlich auf die Head/Aussteiger-Szene ab, die mit politischem Aktivismus nicht das Geringste am Hut hatte, weshalb es eine Heidenarbeit war, diese Leute dazu zu bewegen, sich in das Wählerverzeichnis eintragen zu lassen. Ein Großteil von ihnen wohnte seit fünf oder sechs Jahren in Aspen, und was sie abhielt, war weniger die Angst, wegen Wahlbetrugs verurteilt zu werden, als der Wunsch, einfach in Ruhe gelassen zu werden. Die meisten von uns leben hier, weil ihnen die Vorstellung gefällt, zur Haustür hinauszutreten und beim Anblick dessen, was sich vor einem ausbreitet, zu lächeln. Auf meiner Veranda wächst eine Palme aus einer himmelblauen Kloschüssel ... und von Zeit zu Zeit laufe ich splitternackt draußen herum und ballere mit meiner .44er-Magnum auf diverse Gongs, die ich auf dem Abhang gegenüber in den Bäumen aufgehängt habe. Manchmal gönne ich mir eine ordentliche Ladung Meskalin und drehe meine Anlage

voll auf, um mich mit 110 Dezibel von »White Rabbit« wegblasen zu lassen, während die Sonne über den schneebedeckten Gipfeln der kontinentalen Wasserscheide aufgeht.

Aber darum geht es nicht. Zumindest nicht nur. Die Welt ist voller Orte, an denen ein Mann sich mit Drogen, lauter Musik und Schusswaffen ausagieren kann – wenn auch nicht allzu lange. Ich habe zwei Jahre lang in einer Parallelstraße von Haight Street gewohnt, doch schon Ende 1966 war die Gegend so sehr zu einem Gruselkabinett aus Bullen und psychedelischen Gangstern verkommen, dass für das wahre Leben kaum noch Platz war.

Wir hatten nie vor, junge Heads dazu zu bewegen, »anständige Bürger« zu werden. Von uns aus konnten sie ungewaschen oder sogar nackt rumlaufen ... das war uns schnurz ... wir baten sie einzig und allein darum, sich ins Wählerverzeichnis eintragen zu lassen und später zur Wahl zu gehen. Für diese Leute hatte es noch ein Jahr zuvor keinerlei Unterschied zwischen Nixon und Humphrey gegeben. Sie waren gegen den Krieg in Vietnam, aber der McCarthy-Kreuzzug hatte sie nie erreicht. Auf die Basis der Aussteigerkultur hatte der Slogan [des Kandidaten Gene McCarthy] »Going Clean for Gene« wie ein schlechter Witz gewirkt. Sowohl Dick Gregory als auch George Wallace konnten in Aspen untypisch große Stimmenanteile für sich verbuchen. Gewonnen hätte vermutlich Robert Kennedy, wäre er nicht ermordet worden, aber auch nur knapp. Die Stadt ist traditionell republikanisch dominiert: Die Zahl der registrierten republikanischen Wähler ist mehr als doppelt so hoch wie die der Demokraten ... doch selbst zusammen kommen die großen Parteien gerade mal auf ebenso viele Wähler wie die registrierten Unabhängigen, von denen der Großteil stolz ist auf sein unberechenbares Wahlverhalten. Sie sind eine bunte Mischung aus Linken/Irren und Anhängern der John Birch Society: billige Moralprediger, Dope-dealer, Nazi-Skilehrer, ausgeflippte »psychedelische Farmer«, deren politisches Verhalten einzig von Eigeninteresse bestimmt ist.

Am Ende unserer zehn Tage dauernden, massiven Überzeugungskampagne hatten wir weder Strichlisten noch irgendwelche an-

dere Unterlagen und somit nicht die geringste Ahnung, wie viele von den »ja-vielleicht«-Dropouts sich hatten aufrütteln und tatsächlich in die Wählerlisten eintragen lassen. Ganz zu schweigen davon, wie viele von ihnen dann auch zur Wahl gehen würden. Insofern herrschte allenthalben großes Staunen, als gegen Ende des Wahltages die Listen unserer Wahlbeobachter ergaben, dass von den neu eingetragenen 486 Wählern 300 auf Edwards Konto gingen.

Es würde also ein sehr knappes Rennen werden. Auf den Wählerlisten waren noch etwa hundert Pro-Edwards-Wähler registriert, die bisher nicht zur Wahl gegangen waren, und wir rechneten uns aus, dass wir mit hundert Telefonanrufen vielleicht noch einmal fünfundzwanzig von diesen Trantüten mobilisieren konnten. Zu diesem Zeitpunkt sah es so aus, als könnten fünfundzwanzig Stimmen die Angelegenheit zu unseren Gunsten kippen – immerhin waren drei Kandidaten am Start, und die Gesamtzahl der registrierten Wähler betrug gerade mal 1623.

Also brauchten wir dringend diese Telefone. Aber wo sollten wir die finden? Niemand hatte eine Ahnung ... bis ein Mädchen, das bei der Telefonkette mitgemacht hatte, plötzlich den Schlüssel zu einem geräumigen Zwei-Raum-Büro im alten Gebäude des Elks Club hervorzauberte. Sie hatte früher dort gearbeitet, ihr Chef war ein lokaler Geschäftsmann und Ex-Hipster namens Craig, der gerade in Chicago zu tun hatte.

Augenblicklich zogen wir mit unserem Tross in dieses Büro, ungeachtet der Flüche und Schmährufe seitens des Mobs in der Elks Bar, wo die Anhänger des scheidenden Bürgermeisters sich versammelt hatten, um den Sieg seines handverlesenen Nachfolgers zu feiern. (Sie hatten keine rechtliche Handhabe, uns den Zutritt zu verwehren, stimmten allerdings später am Abend dafür, Craig die Räume zu kündigen ... der nun seinerseits auf einer »Liste zur Zerschlagung der Elks« für das Parlament von Colorado kandidiert.) Um sechs Uhr abends hatten wir ein funktionierendes Hauptquartier eingerichtet. Die Anrufe waren kurz, knapp und auf den Punkt: »Hiev deinen Arsch vom Sofa, du Penner! Wir brauchen dich! Geh zur Wahl, verdammt noch mal!«

Es waren etwa sechs Leute, die mit Listen ausgestattet herumtelefonierten, andere von uns schwärmten aus in die diversen Blockhäuser, Hütten, Bretterbuden und Kommunen, von denen wir wussten, dass es dort Wähler gab, aber kein Telefon. Sobald sich herumsprach, dass wir nun ein Hauptquartier hatten, kamen immer mehr Leute. Es dauerte nicht lange, bis die gesamte erste Etage des Elks Club von bärtigen Freaks wimmelte und hektische Rufe den Raum erfüllten, während merkwürdig aussehende Gestalten die Treppen hinauf- und hinunterliefen mit Listen in der Hand oder Notizbüchern, Radios oder Kästen mit Budweiser ...

Jemand steckte mir eine lila Kapsel in die Hand und sagte: »Mein Gott, siehst du müde aus! Was du brauchst, ist dieses 1-a-Meskalin!« Ich nickte ihm abwesend zu und steckte das Ding in eine der vierundzwanzig Taschen meines roten Kampagnen-Parkas. Heb ich mir auf für später, dachte ich. Kein Grund auszuflippen, bevor die Wahllokale schlossen ... lieber weiter diese mistigen Listen abarbeiten und noch die letzte Stimme aus ihnen herausquetschen. ... weiter telefonieren, gut zureden, die Arschgeigen am anderen Ende anbrüllen, Drohungen ausstoßen ...

Es herrschte eine merkwürdige Atmosphäre im Raum, ein elektrischer Wahnsinn, den ich so noch nie erlebt hatte. Ich stand mit einem Bier in der Hand an die Wand gelehnt da und schaute zu, wie der Apparat auf Hochtouren lief. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, was auf einmal anders war. Zum ersten Mal während der ganzen Kampagne glaubten diese Leute daran, dass wir tatsächlich gewinnen würden – oder zumindest eine gute Chance hatten, es zu schaffen. Und jetzt, eine Stunde vor Schluss, rackerten sie wie ein Trupp Bergleute auf dem Weg nach unten, um Überlebende aus einem eingestürzten Stollen zu retten. Zu diesem Zeitpunkt – meine Arbeit war getan – war ich vermutlich der pessimistischste Mensch im Raum. Die anderen schienen samt und sonders überzeugt, dass Joe Edwards der nächste Bürgermeister von Aspen sein würde ... dass unser wahnwitziges Freak-Power-Experiment tatsächlich das Rennen machen und zu einem Präzedenzfall für das ganze Land werden würde.

Uns stand eine lange Nacht bevor – erst hieß es abwarten, bis die Stimmzettel von Hand ausgezählt waren. Doch schon bevor die Wahllokale schlossen, war uns klar, dass die politischen Strukturen in Aspen dank uns nicht mehr die gleichen waren wie zuvor. Die alte Garde war dem Untergang geweiht, bei den Liberalen herrschte blankes Entsetzen, und der Underground war so plötzlich, dass es schon erschreckend war, aus der Versenkung aufgetaucht und befand sich nun auf einem ernsthaften Power-Trip. Während der gesamten Kampagne hatte ich auf den Straßen wie in Bars angekündigt, dass ich im Falle eines Wahlsieges von Edwards im darauffolgenden Jahr (November 1970) für das Amt des Sheriffs kandidieren würde ... dabei hatte ich nie damit gerechnet, dass ich wirklich würde antreten müssen; genauso wenig, wie ich je ernsthaft daran geglaubt hatte, dass wir ein »Übernahmeangebot« für Aspen zustande bringen würden.

Doch nun passierte genau das. Selbst Edwards, der von Beginn an skeptisch gewesen war, erklärte am Vorabend der Wahl, er rechne mit einem »deutlichen« Sieg. Als er dies sagte, waren wir in seinem Büro und sortierten die Fotokopien mit den Wahlgesetzen des Staates Colorado für unsere Wahlbeobachterteams, und ich weiß noch, dass mich sein Optimismus ziemlich erstaunte.

»Nie im Leben«, sagte ich. »Wenn wir gewinnen, dann allenfalls verdammt knapp – vielleicht mit fünfundzwanzig Stimmen Vorsprung.« Dennoch hatte mich sein Kommentar ziemlich aus der Fassung gebracht. Gottverdammich! Dachte ich. Vielleicht gewinnen wir tatsächlich ... und was dann?

Gegen halb sieben fühlte ich mich inmitten des ganzen Trubels wie ein nutzloser Fremdkörper. Also sagte ich mir, scheiß drauf, und verdrückte mich. Ich kam mir vor wie die Comicfigur eines werdenden Vaters, der im Wartezimmer vor dem Kreißsaal hin und her hetzt. Ich war seit fünfzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen, hatte gewirbelt wie ein Besessener, und jetzt, wo ich mich um nichts mehr kümmern musste, spürte ich, wie der Adrenalinpegel allmählich sank. Geh nach Hause, sagte ich mir,

schluck das Meskalin, setz dir die Kopfhörer auf und seil dich ab von diesem allgemeinen Irrsinn ...

Am Fuß der langen Holzterrasse von Craigs Büro zur Straße blieb ich kurz stehen, um einen schnellen Blick in die Bar des Elks Club zu werfen. Es herrschte reger Betrieb und lautes Gejohle ... eine Bar voller Gewinner. Wie immer. Diese Typen hatten noch nie einen Verlierer unterstützt. Sie waren das Rückgrat von Aspen: Ladenbesitzer, Cowboys, Feuerwehrleute, Polizisten, Bauarbeiter ... und ihr Anführer war der beliebteste Bürgermeister in der Geschichte des Ortes, der zweimal hintereinander die Wahl gewonnen hatte und nun den von ihm persönlich ausgesuchten Nachfolgekandidaten unterstützte – einen mittelmäßigen jungen Anwalt. Ich bedachte die Elks mit einem strahlenden Lächeln und machte das Victory-Zeichen. Niemand lächelte zurück ... aber es war nicht genau festzustellen, ob sie sich darüber im Klaren waren, dass ihr Kandidat baden gegangen war – und zwar schon vor einer ganzen Weile, als nämlich die lokale Bauarbeitergewerkschaft und die mit ihr verbundenen Grundstücksspekulanten sich zähneknirschend von Oates abgesetzt hatten, der ihre erste Wahl gewesen wäre, und ihr gesamtes Gewicht und ihren Einfluss in die Waagschale warfen, um den »Hippie-Kandidaten« Joe Edwards zu verhindern. Und so waren am Wochenende vor der Wahl von drei Mitbewerbern de facto nur noch zwei im Rennen ... und seit Montag dieser Woche lautete die einzige Frage, wie viele fiese, rechtslastige Dumpfbacken sich mobilisieren ließen, *gegen* Joe Edwards zu stimmen.

Unser Programm bestand im Grunde darin, das gesamte Grundstücksspekulantenpack aus dem Tal zu vertreiben: das Verkehrsministerium von Colorado daran zu hindern, einen vierspurigen Highway bis in die Stadt zu bauen, und nicht nur das, sondern darüber hinaus *sämtliche Straßen der Innenstadt für den Autoverkehr komplett zu sperren*. Stattdessen sollten sie in Rasenflächen umgewandelt werden, wo alle, sogar Freaks, tun und lassen konnten, was ihnen gefiel. Polizisten sollten Abfall einsammeln oder sich um die Flotte städtischer Fahrräder kümmern, die jedermann kostenlos zur Verfügung stehen sollten. Keine riesigen

Apartmentgebäude mehr, die die Gegend verschandelten und einem in der Innenstadt den Blick auf die Berge verstellten. Schluss mit der Vergewaltigung der Natur, keine Verhaftungen mehr wegen »Flötenspielen« oder »Blockieren der Gehwege« ... Scheiß auf die Touristen, lasst den Highway in einer Sackgasse enden, ändert die Bebauungspläne so, dass den Gierhalsen die Luft ausgeht und sorgt ganz allgemein dafür, dass dies eine Stadt wird, in der die Leute leben können wie menschliche Wesen und nicht wie Sklaven einer dämlichen Vorstellung von Fortschritt, die uns alle in den Wahnsinn treibt.

Nach einem heftigen, auslaugenden Wahlkampf fehlten uns bei einer Gesamtwahlbeteiligung von 1200 gerade mal sechs (6) Stimmen zum Sieg. Genau genommen war es sogar nur eine Stimme, die uns fehlte, da die Wahlzettel von fünf unserer Wähler, die per Briefwahl teilnahmen, nicht rechtzeitig eintrafen – was in erster Linie daran lag, dass die Wahlunterlagen an Adressen in Nepal, Mexiko und Guatemala erst fünf Tage vor der Wahl abgeschickt worden waren.

Es wäre uns um ein Haar gelungen, in Aspen die Macht an uns zu reißen, und das war der entscheidende Unterschied zwischen unserer Aktion und beispielsweise Norman Mailers Kampagne in New York – die schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Zum Zeitpunkt von Edwards' Kampagne war uns kein Präzedenzfall bekannt ... und selbst jetzt fällt einem allenfalls Bob Scheers Kandidatur für den US-Kongress in Berkeley/Oakland ein, der damals den Liberalen Jeffrey Cohelan herausforderte und mit gerade mal zwei Prozent Rückstand verlor. Davon abgesehen waren die meisten anderen radikalen Versuche, über Wahlen Politik zu machen, putzige, zum Scheitern verurteilte Episoden nach dem Strickmuster der Mailer-Breslin Aktion.

Dieser grundlegende Unterschied machte sich 1970 bereits bemerkbar, plötzlich wurden an verschiedenen Orten Versuche unternommen, Sheriffposten zu besetzen. Stew Albert kandidierte in Berkeley auf einer Neo-Hippie-Plattform und konnte 65 000 Stimmen für sich verbuchen, doch sein Sieg war vorhersehbar.

Eine weitere rühmliche Ausnahme war David Pierce, ein dreißig Jahre alter Anwalt, der es 1964 schaffte, sich in Richmond, Kalifornien, zum Bürgermeister wählen zu lassen (Einwohnerzahl über 100 000). Pierce war es gelungen, einen großen Stimmenblock aus den schwarzen Gettos zu mobilisieren – in erster Linie aufgrund seines Lebensstils und seines Versprechens, »Standard Oil in die Knie zu zwingen«. Er blieb drei Jahre im Amt, bis er 1967 plötzlich alles hinter sich ließ, um in ein Kloster nach Nepal zu ziehen. Mittlerweile hält er sich in der Türkei auf, wird aber demnächst in Aspen Zwischenstation auf seinem Weg nach Kalifornien machen, wo er vorhat, für das Amt des Gouverneurs zu kandidieren.

Ein anderer Fall ist Oscar Acosta, der für die Brown-Power-Bewegung in das Rennen um das Amt des Sheriffs von Los Angeles County ging und 110 000 von knapp zwei Millionen Stimmen für sich verbuchen konnte.

Zwischenzeitlich gelang es George Kimball (dem Verteidigungsminister der White Panther Party), die Vorwahl der Demokraten in Lawrence, Kansas, zu gewinnen – es gab allerdings keinen Gegenkandidaten, und so rechnet er bei der Endabstimmung mit einer haushohen Niederlage.

Angesichts des großartigen Ergebnisses für Edwards beschloss ich, entgegen meiner ursprünglichen Erklärung trotzdem für das Amt des Sheriffs zu kandidieren, und als Kimball und Acosta kürzlich hier waren, staunten sie nicht schlecht, dass ich ernsthaft damit rechnete, die Wahl zu *gewinnen*. Erste Umfragen ergaben, dass ich mit einigem Vorsprung vor dem demokratischen Amtsinhaber und nur knapp hinter dem republikanischen Herausforderer liege.

Der springende Punkt ist, dass die Situation in Aspen als Resultat der Edwards-Kampagne so explosiv ist, dass mittlerweile *jeder* Freak-Power-Kandidat ein potenzieller Wahlgewinner ist.

Ich zum Beispiel muss mich richtig anstrengen – und im Wahlkampf ein paar ganz monströse Ideen auftischen –, um in einem Rennen mit drei Kandidaten auf *weniger* als dreißig Prozent der Stimmen zu kommen. Ein Underground-Kandidat, der es wirklich

drauf anlegt zu gewinnen, könnte vom Start weg mit 40 Prozent der Stimmen rechnen, wobei seine Siegchancen nahezu ausschließlich auf der Mobilisierung der Protestwähler beruhen oder darauf, wie viel Angst und Schrecken seine Kandidatur bei den alteingesessenen Großbürgern der Stadt auslöst, von denen die lokalen Kandidaten seit Ewigkeiten am Gängelband geführt werden.

Die Aussicht auf einen Wahlsieg kann ein schwerer Mühlstein am Hals eines jeden politischen Kandidaten sein, der im Grunde seines Herzens seine Hauptenergie lieber darauf verwenden würde, die Wähler mit hanebüchenen Attacken auf alles, was ihnen lieb und wert ist, zu verschrecken. Diese Technik erinnert stark an das Magic-Christian-Konzept: Zuerst kreierte der Kandidat ein undurchdringliches psychisches Labyrinth, dann lockt er die Wähler hinein und drischt ihnen permanent Nonsense um die Ohren und versetzt ihnen einen Schock nach dem anderen. Das war die Strategie von Mailer, und er hat damit 55 000 Stimmen in einer Zehn-Millionen-Stadt einfahren können. Doch in Wirklichkeit stellt so etwas eher eine Form von Rache dar, als ernsthafte politische Ambitionen. Was nicht bedeutet, dass so etwas wirkungslos sein muss – in Aspen oder sonst wo –, aber als politische Strategie ist diese Taktik in der Vergangenheit lediglich von katastrophalen Niederlagen gekrönt gewesen.

Auf jeden Fall ist die Magic-Christian-Masche eine Seite der Medaille namens »neue Politik«. Sie funktioniert zwar nicht, macht aber eine Menge Spaß ... im Gegensatz zu der anderen Seite der Medaille, die 1968 im Zuge der Präsidentschaftskampagnen von Gene McCarthy und Bobby Kennedy sichtbar wurde. In beiden Fällen handelte es sich um Kandidaten aus dem Establishment, die *für sich in Anspruch nahmen*, sie würden sich an eine moderne, jugendlichere Geisteshaltung (oder politische Realität) *annähern*, um so für moderne, jüngere und unangepasste Wählerschichten attraktiv zu werden, denen beide Kandidaten bis dato völlig schnurz waren.

Und es funktionierte. Beide Annäherungen waren überaus erfolgreich, jedenfalls für eine gewisse Zeit ... und auch wenn die

Taktik zynisch erscheinen mag, so lässt sich in beiden Fällen schwer feststellen, ob die Taktik die Ursache für die Annäherung war oder umgekehrt. Was im Augenblick aber kaum eine Rolle spielt. Wir reden über politische Aktionsformen: Das Magic-Christian-Konzept ist eine, und das Kennedy-McCarthy-Konzept eine andere ... besonders im Hinblick darauf, dass die Demokratische Partei bereits jetzt schon hektisch daran arbeitet, damit auch 1972 wieder zu punkten, wenn ihre einzige Hoffnung, Nixon aus dem Amt zu jagen, darin bestehen wird, einen schmierigen, kurz vor den Wechseljahren stehenden Establishment-Kandidaten ins Rennen zu schicken, der Ende 1971 dann plötzlich anfängt, Acid einzuwerfen, und im Sommer 72 die Rockfestivals abklappert. Er wird sich bei jeder Gelegenheit das Hemd vom Leib reißen, und seine Frau wird ihren BH verbrennen ... und Millionen junger Leute werden für ihn und gegen Nixon stimmen.

Aber tun sie das auch wirklich? Es gibt noch eine andere Taktik, und das ist diejenige, auf die wir in Aspen zufällig gestoßen sind. Warum nicht dem Establishment einen Kandidaten vor die Nase knallen, von dem sie noch nie etwas gehört haben? Einen, der nicht von Beratern und Hintermännern zurechtgestutzt und auf Erfolgskurs getrimmt wurde. Einen, dessen Lebensstil so schräg ist, dass er gar nicht auf die Idee käme, sich an irgendjemanden »anzunähern«.

Mit anderen Worten, warum nicht einen ehrlichen, eindeutigen Freak auf die Wähler loslassen, der die »normalen« Kandidaten des Establishments auf ihrem eigenen Terrain als die wertlosen Nieten enttarnt, die sie immer schon waren? Warum vor den Dreckschweinen in die Knie gehen? Warum ihnen Intelligenz unterstellen? Warum daran zweifeln, dass ihnen der ganze Laden um die Ohren fliegt, wenn man nur mal kräftig pustet. (Als die Japse erstmals bei einem olympischen Volleyballturnier angetreten sind, haben sie ihre größeren Gegner mit einer Reihe von bizarren, aber regelkonformen Techniken wie der »Japs-Rolle«, der »Schlitzaugenpyramide« und dem »Blitz-Bauch-Pass« zur Weißglut getrieben und an die Wand gespielt.)

Und daher stellt sich die »Aspen-Technik«, wie sie von manchen Leuten genannt wird, folgendermaßen dar: Weder Rückzug aus dem System noch Anpassung daran ... sondern den Bluff durchschauen und die Stabilität des Systems nutzen, um es aus-zumanövrieren ... und dies, indem man sich immer vor Augen hält, dass die Leute an der Macht *nicht* schlau oder klug sind. Am Ende der Edwards-Kampagne war selbst ich, der ich ein Leben lang das Gegenteil geglaubt hatte, davon überzeugt, dass wir das Gesetz auf unserer Seite hatten. Nicht die Polizei, die Richter oder die Politiker – sondern das Gesetz selbst, so wie es in den modrigen Büchern gedruckt stand, die wir andauernd wälzen mussten, weil wir keine andere Wahl hatten.

Gegen Mittag des Wahltags lautete die alles entscheidende Frage: Wie viele von den Liberalen sind im Boot geblieben? Ein paar von ihnen hatten sich uns angeschlossen, aber diese wenigen waren nicht genug, um die fragile Machtbasis zu komplettieren, auf die wir von Anfang an gesetzt hatten. Unsere ursprüngliche Idee war es gewesen, eine einmalige Koalition zusammenzubringen und das lokale Geld/Politik-Establishment zu demoralisieren, indem man die Bürgermeisterwahl gewinnt, bevor der Gegner überhaupt kapiert, was los ist. Die Liberalen von Aspen sind eine Minderheit, die trotz ihrer permanenten Anstrengungen noch nie *irgendwas* gewonnen hat ... und Aspens legendärer »Underground« ist eine weit größere Minderheit, die noch nie *versucht* hat, irgendwas zu gewinnen.

Daher war *Macht* unser erstes Anliegen. Unser Wahlprogramm – beziehungsweise die öffentliche Version davon – war mit Absicht so vage gehalten, dass es nur ein flexibles Hilfsmittel darstellte, um die Liberalen anzuziehen und unsere Koalition bei der Stange zu halten. Auf der anderen Seite konnten nicht einmal die Handvoll Leute im Machtzentrum von Edwards' Kampagne dafür garantieren, dass er tatsächlich die Straßen mit Gras bepflanzen und den Sheriff aus dem Amt jagen würde, sobald er gewählt war. Der Kerl war schließlich Anwalt – ein übles Gewerbe, bestenfalls –, und ich denke, wir alle waren uns, auch wenn

niemand es je offen sagte, darüber im Klaren, dass wir nicht die geringste Ahnung hatten, was der Arsch anstellen würde, wenn er gewählt wurde. Es konnte gut sein, dass er sich in ein bösesartiges Ungeheuer verwandelte und uns alle zur Beruhigung erst einmal in den Knast sperren ließ.

Keiner von uns *kannte* Joe Edwards. Wochenlang hatten wir Scherze gemacht über unseren »Phantomkandidaten«, der von Zeit zu Zeit auftauchte und darauf bestand, dass er die hilflose Marionette einer politischen Maschinerie war, die eines Samstags um Mitternacht sein Telefon hatte klingeln lassen und ihm eröffnete, dass er für das Amt des Bürgermeisters zu kandidieren hatte.

Was mehr oder weniger stimmte. Ich hatte ihn wutentbrannt angerufen, voller Schnaps und Ärger über ein Gerücht, dass ein Klüngel lokaler Strippenzieher sich getroffen und entschieden hatte, wer der nächste Bürgermeister von Aspen werden sollte: eine klapprige alte Dame sollte ohne Mitbewerber als Kandidatin einer schwachsinnigen Obszönität antreten, die sich »Vereinigte Front« oder »Progressive Solidarität« nannte – unterstützt von Leon Uris, dem größten Pornofilmsammler von Aspen, der ansonsten mit Büchern wie *Exodus* seine Brötchen verdiente. Ich saß in Peggy Cliffords Wohnzimmer, als ich davon hörte, und soweit ich mich erinnere, waren wir beide einer Meinung, dass die Arschgeigen dieses Mal zu weit gegangen waren.

Jemand schlug Ross Griffin vor, einen ausgeflippten Ex-Skifahrer und lebenslangen Beatnik der Berge, der sich zwischenzeitlich ein bisschen angepasst hatte und für den Stadtrat kandidierte ... aber ein Dutzend Testanrufe überzeugten uns schließlich, dass Ross als Typ nicht schräg genug war, um die Stimmen von der Straße hinter sich zu bringen, was wir für unbedingt notwendig hielten. (Wie sich herausstellte, lagen wir damit falsch: Griffin kandidierte für den Stadtrat und gewann seinen von Heads dominierten Wahlbezirk mit riesigem Vorsprung.)

Zum damaligen Zeitpunkt erschien es uns notwendig, mit einem Kandidaten aufzuwarten, dessen merkwürdige Vorlieben und paralegales Verhalten völlig außer Frage standen ... einem Mann,

dessen Kandidatur die politische Galle überkochen lassen würde, dessen Namen die Wohlstandsbürger in Angst und Schrecken versetzen würde und der so offenkundig ungeeignet für den Job war, dass selbst der unpolitischste Drogenhirni aus der verkommensten Kommune der Stadt ausrief: »Wow! Den Mann muss ich wählen!«

Hundertprozentig erfüllte Joe Edwards diese Bedingungen nicht. Er war ein bisschen zu straight für die Acid-Fraktion und ein bisschen zu abgedriftet für die Liberalen – aber er war der einzige Kandidat, der zumindest ansatzweise akzeptabel war für beide Seiten unserer noch unerprobten Koalition. Und vierundzwanzig Stunden nach unserem ersten wirren Telefonat über seine »Kandidatur« sagte er: »Scheiß drauf. Warum nicht?«

Der nächste Tag war ein Sonntag, und im Wheeler Opera House lief *The Battle of Algiers* (*Schlacht um Algier*). Wir hatten uns für nach der Vorstellung auf der Straße verabredet, doch unser Treffen gestaltete sich schwierig, weil ich nicht wusste, wie er aussah. Und so standen wir erst einmal eine ganze Weile nur herum und musterten einander aus den Augenwinkeln, und ich weiß noch, dass ich dachte: »Herrgott, sollte es etwa *der da drüben* sein? Der ausgemergelte Streber mit den unruhigen Augen? Scheiße, der Typ gewinnt keinen Blumentopf ...«

Schließlich, nachdem wir uns zögerlich miteinander bekannt gemacht hatten, gingen wir in das gute alte Jerome Hotel und bestellten uns ein paar Biere, die wir in die Lobby kommen ließen, um uns ungestört zu unterhalten. Unsere Wahlkampfmaschine bestand an diesem Abend aus mir, Jim Salter und Mike Solheim – doch wir alle versicherten Edwards, dass wir nur die Spitze des Eisbergs waren, auf dem er geradewegs ins Fahrwasser der großen Machtpolitik treiben würde. Dabei hatte ich allerdings den Eindruck, dass Solheim und Salter die ganze Situation – einem völlig Fremden zu erklären, dass er nur ein Wort zu sagen brauchte, und wir würden ihn zum Bürgermeister von Aspen machen – ein bisschen peinlich war.

Keiner von uns hatte auch nur rudimentäre Kenntnisse davon, wie man eine Wahlkampagne aufzieht. Salter schreibt Drehbü-

cher (*Downhill Racer*) und Bücher (*A Sport and a Pasttime*). Solheim hatte früher in Ketchum, Idaho, eine schicke Bar namens Leadville und verdiente sich seine Brötchen in Aspen mit Häuseranstreichen. Was mich angeht, so wohnte ich seit zwei Jahren etwa zehn Meilen außerhalb der Stadt und versuchte so gut es ging, der fiebrigen Realität von Aspen fernzubleiben. Mein Lebensstil, das spürte ich, war nicht wirklich geeignet, um mich mit kleinstädtischem Polit-Establishment herumzuschlagen. Sie hatten mich in Ruhe gelassen, meine Freunde nicht belästigt (mit zwei Ausnahmen – beides Anwälte) und beharrlich jegliche Gerüchte über wildes Treiben in meiner Gegend ignoriert. Im Gegenzug habe ich bewusst unterlassen, über Aspen zu schreiben ... und bei meinen sehr raren Kontakten mit den örtlichen Behörden wurde ich behandelt wie eine halb verrückte Kreuzung aus einem Einsiedler und einem sibirischen Steppenwolf, die man am besten in Ruhe lässt, solange es geht.

Insofern war die Kampagne von 1969 für mich ein größerer Schritt als für Joe Edwards. Er hatte schon politische Auseinandersetzungen erlebt und anscheinend Gefallen daran gefunden. Wohingegen mein Engagement für mich persönlich bedeutete, dass ich einen bis dahin bestehenden und sehr komfortablen Waffenstillstand ohne Not platzen ließ ... und wenn ich zurückblicke, weiß ich auch nicht, was mich dabei geritten hat. Wahrscheinlich die Ereignisse in Chicago – jene Woche im August 68, wo sie uns echt das Hirn gefickt haben. Ich bin als Journalist zum Wahlparteitag der Demokraten gefahren und kam zurück als eine blutrünstige Bestie.

Für mich war jene Woche in Chicago weit schlimmer als der schlimmste schlechte Trip, von dem ich auch nur gerüchteweise gehört hatte. Diese Woche hat meine Hirnchemie dauerhaft verändert, und mein erster neuer Gedanke – als ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte – war die absolute Überzeugung, dass von jetzt an die Möglichkeit endgültig dahin war, meinen persönlichen Frieden in einer Nation zu finden, die nicht nur in der Lage war, ein bösesartiges Monster wie Chicago auszubrüten, sondern auch noch stolz darauf war. Plötzlich schien es dringend

geboden, diejenigen am Wickel zu kriegen, die irgendwie an die Macht gerutscht waren und dieses Ding ausgelöst hatten.

Aber wer waren die? War Bürgermeister Daley die Ursache oder ein Symptom? Lyndon Johnson war erledigt, Hubert Humphrey dem Untergang geweiht, McCarthy auf der Strecke geblieben und Kennedy tot. Und so blieb nur noch Nixon übrig; dieser aufgeblasene, künstliche kleine Furz, der demnächst unser Präsident sein würde. Ich bin nach Washington zu seiner Amtseinführung gefahren, in der Hoffnung, dass ein Sturm von Scheiße auf das Weiße Haus niedergehen und es in Schutt und Asche legen würde. Aber nichts passierte: kein Sturm der Entrüstung, keine Gerechtigkeit ... und Nixon war endlich am Drücker.

Daher war es möglicherweise das Gefühl drohenden Verderbens und Abscheu vor Politik im Allgemeinen, das mich dazu trieb, Wahlkampf für Edwards zu machen. Die wirklichen Gründe kamen später und erscheinen nach wie vor verschwommen. Manche Leute behaupten, Politik mache Spaß, und vielleicht ist es so, wenn man auf der Siegerstraße ist. Aber selbst dann ist es eine fiese Art von Vergnügen und eher mit dem Gefühl zu vergleichen, wenn eine Ladung Speed anfängt, richtig reinzuknallen. Es hat nichts Angenehmes oder Friedliches. Wirklicher Spaß heißt auf dem Gebiet der Politik, auf irgendeinen armen Teufel, der weiß, dass er in der Falle steckt und nicht entkommen kann, mit dem Hammer einzudreschen.

Die Edwards-Kampagne war mehr ein Aufstand als eine Bewegung. Wir hatten nichts zu verlieren; wir waren eine Horde von Amateurmechanikern, die einen selbst gebastelten Rennwagen auf die Strecke von Indianapolis rollten und zuschauten, wie er an den ganzen Offenhausers vorbeirauschte. Es gab zwei unterschiedliche Phasen in der einen Monat dauernden Kampagne. Die ersten beiden Wochen veranstalteten wir eine Menge radikales Getöse, das unseren Freunden total peinlich war, und stellten fest, dass die meisten Leute, auf die wir gerechnet hatten, sich als absolut nutzlos erwiesen.

Also war niemand wirklich bereit für die zweite Phase, als sich plötzlich wie von Geisterhand alles zusammenfügte. Unsere abend-

lichen Strategietreffen in der Jerome Bar waren plötzlich bevölkert von Leuten, die auch mitmischen wollten. Wir bekamen Spenden über fünf oder zehn Dollar von Leuten, die wir nicht mal kannten. Hatte uns anfangs lediglich Rob Kruegers winzige Dunkelkammer zur Verfügung gestanden und Bill Noonan wütende Versuche unternommen, genügend Geld aufzutreiben, um eine ganzseitige Anzeige in Bill Dunaways liberaler *Aspen Times* zu schalten, so stellte man uns mit einem Mal die Räumlichkeiten der »Center of the Eye«-Fotoschule zur Verfügung, und Steve Herron räumte uns (nachdem Dunaway auf die Bahamas geflohen war) unbegrenzten Kredit bei der zur *Times* gehörenden Radiostation ein – damals der einzigen in der Gegend. (Einige Monate nach der Wahl nahm ein weiterer Sender den Betrieb auf, der tagsüber das übliche Gedudel spielt und nachts mit einem Freak-Rock-Programm aufwartet, das keine Spur weniger hart ist als die Sender in S. F. oder L. A.) Da es keinen lokalen Fernsehsender gibt, war dies unser Äquivalent zu einer massiven Fernsehkampagne. Und sie stieß auf die gleichen abschätzigen Reaktionen, über die sich an beiden Küsten des Landes Senatskandidaten wie Ottinger (N. Y.) und Tunney (Kalif.) amüsieren.

Der Vergleich ist rein technischer Natur. Die Radiospots, die wir laufen ließen, hätten politische Eunuchen wie Tunney und Ottinger die Haare zu Berge stehen lassen. Unsere Erkennungsmelodie war Herbie Manns »Battle Hymn of the Republic«, die wir immer wieder abspielten – als düsterer Hintergrund zu heftigen Tiraden und übelstem Spott, den wir über unsere rückwärtsgewandten Gegner niedergehen ließen. Ignorant wie sie waren, stimmten diese ein großes Gejammer und Gemecker an, wir würden uns »der Techniken der Madison Avenue« bedienen, während es in Wirklichkeit Lenny Bruce in Reinkultur war. Aber die Typen hatten keine Ahnung, wer Lenny überhaupt war; ihr Humor war bei Bob Hope stehen geblieben, eventuell mit einer Prise Don Rickles – jedenfalls bei der Handvoll Swinger, denen es nichts ausmachte zuzugeben, dass sie die Pornofilme an den Wochenenden in Leon Uris' Haus am Red Mountain ganz geil fanden.

Wir hatten ein Heidenvergnügen, diese Arschgeigen aufzuspießen. Unser Mann im Radio war Phil Clark, ein ehemaliger Nachtclubkomiker, der diverse Spots machte, die den Leuten vor ohnmächtiger Wut den Schaum vor den Mund treten und sie ihren eigenen Schwänzen hinterherjagen ließen. Die Edwards-Kampagne war insgesamt geprägt von einem wilden Humor auf hohem Niveau, und das war es vermutlich, was uns nicht den Verstand verlieren ließ. Es war das zutiefst befriedigende Bewusstsein, dass, selbst wenn wir verloren, derjenige, der uns geschlagen hatte, niemals die Narben loswerden würde, die er dabei eingefangen hatte. Wir empfanden es als absolute Notwendigkeit, unsere Gegner derart gründlich einzuschüchtern, dass sie, selbst im Falle eines schalen Sieges, jedem einzelnen Morgen bis zum nächsten Wahltag mit Schrecken entgegensehen würden.

Und es hat ganz wunderbar funktioniert – beziehungsweise es war höchst effektiv. Spätestens im Frühjahr 1970 war an allen Fronten klar, dass die alten Machtstrukturen von Aspen die Stadt nicht mehr unter Kontrolle hatten. Im neuen Gemeinderat herrscht eine 3-zu-4-Verteilung, mit Ned Vare als Sprecher des einen Lagers und einem Zahnarzt namens Comcowich aus dem Birch Lager auf der anderen Seite. Das Resultat davon ist, dass Eve Homeyer, die während des Wahlkampfes immer betont hatte, dass der Bürgermeister »nur eine repräsentative Rolle« spielte, nun in der prekären Situation ist, bei jeder kontroversen Abstimmung für eine klare Mehrheit sorgen zu müssen. Bei den ersten, eher unbedeutenden Entscheidungen ließ sie ihren Agnew-mäßigen Überzeugungen freien Lauf ... doch die Reaktionen der Öffentlichkeit waren unschön, was dazu führte, dass der Gemeinderat von einer nervösen Pattsituation gelähmt wird, in der keine Seite sonderlich interessiert ist, *irgendwas* zur Abstimmung zu bringen. Die politischen Realitäten sind in einer Kleinstadt viel greifbarer und können an die Nieren gehen, denn es gibt keine Möglichkeit, bei jeder Entscheidung, die man trifft, draußen auf der Straße Flüchen und Verwünschungen aus dem Weg zu gehen. Ein Stadtrat in Chicago kann sich komplett von den Leuten ab-

schirmen, denen er mit seinem Abstimmungsverhalten auf die Füße tritt – in einem Ort wie Aspen ist das nicht möglich.

Die gleichen Spannungen traten auch an anderen Fronten auf: Der Rektor der örtlichen Highschool versuchte, einer jungen Lehrerin zu kündigen, die linksgerichtete Thesen im Unterricht vertreten hatte, doch ihre Schüler traten daraufhin in den Streik und bewirkten nicht nur ihre Wiedereinstellung, sondern beinahe auch die Entlassung des Rektors. Kurz darauf setzten Ned Vare und ein lokaler Anwalt namens Shellman dem Straßenbauministerium so sehr zu, dass sämtliche Mittel zum Bau eines vierspurigen Highway durch die Stadt gestrichen wurden. Dies war ein schwerer Schlag für die County Commissioners, denn der Highway war ihr Lieblingsprojekt, und jetzt war alles geplatzt, dem Untergang geweiht ... von derselben Meute von Arschgeigen, die vergangenen Herbst schon all diesen Ärger ausgelöst hatten.

Wir fingen Mitte August mit den Vorbereitungen der Kampagne an – sechs Wochen früher als beim letzten Mal. Allerdings gilt es, sorgfältig aufs Tempo zu achten, ansonsten kann es gut passieren, dass uns zwei Wochen vor der Wahl die Puste ausgeht und wir nur noch schlaff in den Seilen hängen. Ich habe eine alpträumhafte Vision, dass unsere ganze Aktion am 25. Oktober zu einem orgiastischen Höhepunkt kommt: zweitausend kostümierte Freaks, die synchron Polka tanzend vor dem Bezirksgericht aufmarschieren und schwitzend und mit Tränen in den Augen skandieren: »Wahl! JETZT! Wahl JETZT!« ... und verlangen, dass die Wahlurnen *augenblicklich* aufgestellt werden, völlig high von *Politik* und zu breit, um ihren Kandidaten Ned Vare überhaupt zu erkennen, als dieser auf der Treppe des Gebäudes erscheint und sie auffordert, sich zurückzuziehen: »Geht nach Hause! Die Wahl ist erst in zehn Tagen!« Die Menge bricht daraufhin in ein entsetzliches Gebrüll aus und stürmt vorwärts ... Vare verschwindet ...

Ich will mich aus dem Staub machen, doch der Sheriff steht schon da mit einem riesigen Gummisack, den er mir über den Kopf stülpt, bevor er mich wegen Anzettelung eines Aufstandes

verhaftet. Die Wahlen werden abgesagt, und J. Sterling Baxter verhängt das Kriegsrecht im Ort, mit ihm selbst als Oberbefehlshaber ...

Baxter ist sowohl Symbol als auch Verkörperung des alten/hässlichen/korrupten Politikbetriebs, den wir im November zu knacken hoffen. Er kann sich auf eine formidable Machtbasis stützen: eine Koalition aus Bugsys »Steuerzahlern« und Comco-wichs rechtsgewirkten Speckgürtelbewohnern – gepaart mit institutioneller Unterstützung seitens beider Banken, der Bau-gewerbeinnung und der allmächtigen Aspen Ski Corporation. Er kann außerdem auf finanzielle und organisatorische Ressourcen der Republikanischen Partei rechnen, die nach registrierten Wählern doppelt so stark ist wie die Demokraten.

Die Demokraten, die ein wachsames Auge darauf haben, ob seitens der Linken schon wieder eine Massenmobilisierung wie bei der Edwards-Kandidatur blüht, lassen einen politischen Transvestiten antreten, einen Makler mittleren Alters, den sie als »vernünftige Alternative« zu den bedrohlichen »Extremen« – Baxter und Vare – zu verkaufen versuchen.

Vare tritt als unabhängiger Kandidat an, und sein Symbol, so sagt er, wird ein »Baum« sein. Mein Wahlkampfsymbol für die Kandidatur zum Sheriff wird entweder eine schrecklich deformierte Zyklopeneule oder eine Faust mit doppeltem Daumen sein, die eine Peyoteknolle umklammert – übrigens auch das Symbol unseres Strategie- und Organisationszirkels, dem Meat Possum Athletic Club. Im Augenblick bin ich als unabhängiger Kandidat registriert, aber es kann durchaus sein, dass ich – je nachdem wie die Verhandlungen über die Wahlkampffzuschüsse ausgehen – für die Kommunisten ins Rennen gehe. Es macht keinen Unterschied, unter welcher Fahne ich antrete; das Rennen ist sowieso schon gelaufen, und die einzige Frage ist, wie viele Freaks, Heads, Kriminelle, Anarchisten, Beatniks, Wilderer, Biker und Personen mit merkwürdigen Weltanschauungen aus ihren Löchern gekrochen kommen und mir ihre Stimme geben. Die Alternativen sind deprimierend offensichtlich: Meine Gegner sind hoffnungslose Penner, die viel besser zur Mississippi State High-

way Patrol passen würden ... und wenn ich gewählt werde, verspreche ich, dass ich ihnen die Jobs verschaffe, die sie verdient haben.

Ned Vares Kandidatur ist sowohl komplexer als auch weit wichtiger als mein Wahlkampf. Er will dem Drachen an die Kehle. Jay Baxter ist die mächtigste politische Gestalt im ganzen County. Er ist *der* County Commissioner, die anderen beiden plappern bloß nach. Wenn Vare Baxter schlagen kann, wird dies dem lokalen/Geld/Politik-Establishment das Rückgrat brechen ... und wenn Freak Power etwas Derartiges in Aspen zuwege bringt, kann es das auch sonst wo schaffen. Wenn es jedoch hier *nicht gelingt*, einem der wenigen Orte in Amerika, wo wir von einer etablierten Machtbasis aus operieren, dann fällt es schwer, sich vorzustellen, dass es an Orten klappen kann, wo die natürlichen Bedingungen weniger vorteilhaft sind. Letzten Herbst waren wir nur sechs Stimmen vom Sieg entfernt, und es wird dieses Mal vermutlich ähnlich knapp werden. Die Erinnerung an die Edwards-Kampagne ist noch frisch, und sie wird für eine hohe Wahlbeteiligung sorgen, mit der Gefahr einer Gegenreaktion, die uns völlig von der Bildfläche verschwinden lässt, wenn die Heads es nicht schaffen, ihren Arsch hochzukriegen und zur Wahl zu gehen. Letztes Jahr haben manche Heads gewählt; dieses Jahr brauchen wir sie alle. Die Bedeutung dieser Wahl geht weit über lokale Fragen und Kandidaten hinaus. Es ist ein Experiment mit einer absolut neuen Form von politischer Macht ... und egal wie es ausgeht, lohnt es sich, darüber weitere Überlegungen anzustellen.

Der nächste Einsatz

Hunters nächste Story für den Rolling Stone war eine Reportage über die Verwicklungen des Los Angeles Police Department in den Mord an Ruben Salazar, einem Chicano-Aktivisten und Kolumnisten der Los Angeles Times. Es ist dies die erste Zusammenarbeit von Hunter mit Oscar Zeta Acosta, einem lokalen Anwalt und Bürgerrechtler mexikanischer Herkunft, dem er ein paar Jahre zuvor zum ersten Mal begegnet war. Acosta, dem Hunter den Spitznamen »der braune Büffel« verpasst hatte, sollte kurz darauf als Dr. Gonzo in Angst und Schrecken in Las Vegas zu Ruhm gelangen. (Hunter und er waren nach Las Vegas gefahren, um in einer sicheren Umgebung die Details des Falles Salazar zu diskutieren.) Er wurde später Hunters Anwalt und Vertrauter, schrieb ebenfalls sporadisch für den Rolling Stone, wo seine Auftritte in der Redaktion unter den Mitarbeitern Furcht und Respekt gleichermaßen auslösten.

**Undatierter Brief
von Anfang 1971 von JSW an HST**

746 Brannan Street
San Francisco 94103

Lieber Hunter:

Vielen Dank für deinen Brief und die ausführlichen, unfertigen Entwürfe. Ich bin natürlich mit dir einer Meinung, dass wir nichts davon drucken, sondern sie eher zur Privatlektüre nutzen sollten.

Selah. Dennoch drängt es sich irgendwie auf, zeitgleich mit der nächsten Wahl die Propagandamaschine ein bisschen anzukurbeln, sei es mit einem Vorwahlbericht über die Themen und Kandidaten (!) (hab ich das wirklich gesagt?) bzw. ein flammendes Traktat zur Wahl selbst oder ein Resümee des Dramas *unmittelbar* nach der Wahl. Was hältst du davon?

Außerdem gibt es noch die Alternative Vietnam oder die Mexikaner gegen das L.A.P.D.: Was wäre dir lieber? Ich würde es vorziehen, dich nach Los Angeles zu schicken, weil du mit den Hintergründen schon vertraut bist, und an deiner Stelle Michael Herr nach Vietnam schicken, damit er uns einen letzten großen Artikel darüber liefert.

Brief von HST an JSW

27. Jan. '71

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann ...

Vermutlich sind wir besser bedient, wenn wir einige Fotos und Bildunterschriften (zusammen mit meinem Brief – derjenige, den du sowieso drucken wolltest) sowie einer Nachbetrachtung & Vorschau (von mir) verwenden, die die letzte Wahl mit der anstehenden in einen Kontext stellt. Ich werde mittlerweile von ziemlichen Schuldgefühlen geplagt darüber, dass ich die letzte Wahl verloren habe – hauptsächlich deswegen, weil so viele Leute die Ereignisse in Aspen mit der Hoffnung auf einen großen Durchbruch verfolgt haben. Es ist höchst erstaunlich, wie viele völlig unterschiedliche Leute den Aspen-Artikel in der Ausgabe 10/1 gelesen haben. Ich habe Briefe aus der ganzen Welt bekommen. Aber egal – wir haben heute Abend beschlossen, dass [Ned] Vare wahrscheinlich im Frühjahr für das Bürgermeisteramt kandidieren wird & wir brauchen mindestens 2500 Dollar, um die Sache richtig ins Rollen zu bringen. (Im Augenblick sind wir dank einer Spende über 250 Dollar von [Rolling Stone-Aufsichtsratsmitglied] Arthur Rocks Freundin Mary –

die groß Gewachsene aus Houston – damit befasst, kurz vor Torschluss noch einen Gerichtsbeschluss zu erwirken, um die Wahl auf November zu verschieben) ... allerdings machen wir uns keine allzu großen Hoffnungen, dass es tatsächlich klappt, weshalb unser Hauptanliegen darin bestehen wird, die ganzen Freaks vor der Wahl im Mai zu mobilisieren, sodass, wenn die Sache mit der Verschiebung nicht hinhaut, wir unsere Truppen trotzdem schon für die große Schlacht in Bereitschaft haben. Und es *wird* eine Schlacht werden, das *letzte Kapitel*, wenn wir verlieren – oder ein massiver Schub für die Freak-Power-Bewegung, wenn es uns gelingt, Vare ins Amt zu hieven.

Allerdings möchte ich bis dahin durchaus etwas in der Richtung des Aspen-Artikels zustande bringen – selbst wenn es nur der besagte Brief sein sollte. Wobei mir persönlich & weil ich sowieso noch immer dabei bin, etwas über diese Wahl zu schreiben, lieber wäre, wenn es etwas Größeres wäre. Ich bin der Meinung, dass die ganze Geschichte vergeudet wäre, wenn es uns nicht gelingt, die nationale Politik mit einzubauen; wobei ich nicht nur den Artikel im Auge habe, sondern das ganze Freak-Power-Konzept. Oscar Acosta beispielsweise war ziemlich schockiert darüber, dass nur eine Handvoll von den Freaks in Aspen sich dazu aufraffen konnten, für die Raza Unida zu stimmen – was auf *unsere Kappe* geht, weil wir die Sache nicht vehement genug verfolgt und es dadurch versäumt haben, Oscars Idee einer Allianz zwischen Chicanos und Anglo-Freaks den nötigen Schub zu verleihen. Insofern ist es meiner Ansicht nach dringend notwendig, das gesamte »Freak«-Konzept weiter zu fassen – womit ich fast die Hälfte des Wahlkampfes zugebracht habe (siehe Anh.), aber eine Menge Leute weigern sich einzusehen, dass im Amerika Richard Nixons das Dasein als Freak den einzig ehrenvollen Ausweg darstellt ...

So viel dazu. Wo wir gerade bei Acosta sind, gleich weiter zu deinem Vorschlag einer Story über die Chicanos in L. A. ... hört sich höchst vernünftig an, doch das Problem ist, dass ich so gut wie sämtlichen Kredit, den ich als weißer Journalist in der Szene hatte, für die Story in *Scanlan's* aufgebraucht habe, die Hinckle dann doch

gekippt und durch einen von ihm selbst verfassten Leitartikel in der »aktuellen« Ausgabe ersetzt hat. Insofern wird es extrem schwierig sein, dort unten einigermaßen produktive Arbeit zu leisten, es sei denn, ich stütze mich voll und ganz auf Oscar ... und ich denke, das ließe sich durchaus machen, doch richtig glücklich bin ich nicht bei dieser Vorstellung. Ich habe vermutlich ebenso viel Zugang zu der Geschichte da unten wie jeder andere Gabacho-Journalist – eventuell sogar mehr, aber bevor ich mich darauf einlasse, muss ich genauer wissen, was ihr überhaupt wollt, & es wäre vermutlich eine gute Idee, die ganze Sache Oscar anzuvertrauen, bevor wir überhaupt anfangen. Denn ohne ihn würde ich mich an die Geschichte nicht heranwagen. Und selbst mit ihm wird es schon schwierig genug.

Offen gestanden würde ich lieber die Vietnam-Geschichte machen – in der Hauptsache, weil ich den Eindruck habe, als könnte man daraus etwas wirklich Fantastisches machen, etwas, wo ich mich richtig reinknien kann. Das wäre *mir* am liebsten – so häufig bietet sich einem eine solche Gelegenheit ja nicht. Aber ich bin mir darüber im Klaren, welche Vorteile es hat, Herr die Sache zu überlassen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet ... also gib mir Bescheid, während ich mich in der Zwischenzeit mit Oscar berate & sehe, was in L. A. abgeht.

Darüber hinaus hat mich immer noch das Finanzamt am Wickel & will 3500 Dollar von mir bis zum 7. Febr. – genau genommen erst mal nur 1000 Dollar bis zu diesem Termin, mit dem Rest lassen sie sich noch ein bisschen Zeit, während ich immer noch mit dem Vertrieb von *Scanlan's* im Clinch liege. Es ist, als würden einem Höllenhunde in Nacken sitzen, während man krampfhaft nachzudenken versucht. Meine American-Express-Karte wurde gerade eingezogen wegen Kosten, die ich im Zuge der Geschichten für *Scanlan's* auslegen musste ... aber scheiß auf den ganzen Dreck. Gib mir Bescheid wegen der Vietnam/Chicano-Geschichte und außerdem wegen der Fotos aus Aspen und der Idee, darüber mehr zu bringen als nur meinen Brief. So weit, so gut.

HST

30. Jan. '71

Owl Farm
Woody Creek, Colorado

Lieber Jann ...

Ich stecke bis zum Hals in einem Chaos aus Arbeit/Prioritäten/
Kommunikation – wobei einiges davon bedingt ist durch deine
Telegramme, die hier mit drei Tagen Verspätung eingetroffen sind.
Herrgott, mittlerweile solltest du es doch echt kapiert haben –
Western Union sind voll für den Arsch.

Aber egal – was ich dir anbieten kann, ist, das Material, das wir
über Aspen *bereits haben*, unter Dach und Fach zu bringen und
zusätzlich einige vage Ideen über L. A./Chicanos bzw. Vietnam zu
entwickeln (mit ausführlichen Notizen und Textproben) ... plus ein
paar sehr zwiespältige Gedanken in Bezug auf den Vorschlag, eine
ständige *Kolumne* im *RS* zu schreiben – was, theoretisch, immer
eine gute Idee ist, doch mir ist noch in Erinnerung, dass ich mich
mit *Ramparts* schon mal auf so einen Vorschlag eingelassen habe &
die Idee, eine ganze Seite pro Monat zu füllen, nie so richtig
zwischen mir und [dem Chefredakteur von *Ramparts* Peter] Collier
ausdiskutiert worden ist – ganz zu schweigen von diesem
Perückenarsch Hinckle. *Trotzdem* war es eine gute Idee; das habe
ich selbst auch nie geleugnet – obwohl es schwerfiel, sich für
150 Dollar oder 200 Dollar pro Monat wirklich in die Sache
reinzuknien. Was nämlich passiert, wenn man sich beim Schreiben
auf einen regelmäßigen/Pflicht-Job einlässt, ist, dass man es kaum
vermeiden kann, sich hin & wieder zum Deppen zu machen ... und
es fällt schwer, dafür einen Preis festzulegen.

Aber erst mal zum Teufel damit; im besten Fall ist es eine vage
Idee – vielleicht geboren aus der ständigen Frustration darüber,
dass man immer neun Zehntel dessen, worüber es sich zu schreiben
lohnen würde, bleiben lassen muss ... der für einen Freiberufler
unausweichliche Drang, jedes Mal den *großen Treffer* zu landen ...
wodurch man eine Menge kleinerer Gelegenheiten, die sich
nebenbei ergeben, auslässt, und es versäumt, den einen oder

anderen Punktetreffer zu setzen, weil man immer nur den sensationellen K. o. vor Augen hat ...

Richtig ... doch vergessen wir nicht, dass es diese K.-o.-Siege sind, die einen in erster Linie über Wasser halten, und deshalb müssen wir diese Scheißdinger von Zeit zu Zeit an Land ziehen, und sei es nur, um die Miete zu zahlen. Oder sollte ich sagen, unsere »Schulden zu zahlen«. Was dir anscheinend schwerfällt nachzuvollziehen. Ist aber nicht dein Fehler – oder der von irgendjemand anderem ... sondern einfach nur ein Irrtum der Geschichte. Aber was zum Teufel ...?

Befremdliche Töne in Aztlan

29. APRIL 1971

die ... ermordung ... und wiederauferstehung des ruben salazar, betrieben vom los angeles county sheriff's department ... boshafte polarisierung & die herstellung eines märtyrers ... schlechte nachrichten für mexiko-amerikaner ... schlechtere nachrichten für die bullerei ... und jetzt der neue chicano ... reiten auf einer schlimmen neuen welle ... der aufbruch der batos locos ... brown power und eine faust voll rote ... rüde politik im barrio ... auf welcher seite stehst du ... bruder? ... eine neutrale mitte gibt es nicht mehr ... kein versteck auf dem whittier boulevard ... kein entkommen vor den helikoptern ... keine hoffnung vor den gerichten ... kein frieden mit der staatsgewalt ... kein einfluss irgendwo ... und kein licht am ende dieses tunnels ... nada ...

In letzter Zeit war der Whittier Boulevard keine friedliche Straße. Und im Grunde ist er nie eine friedliche Straße gewesen. Whittier ist für das riesengroße Chicano-Barrio in East Los Angeles, was der Sunset Strip für Hollywood ist. Hier findet das Straßenleben statt: die Bars, die Stricher, die Abkocher, der Drogenmarkt, die Nutten – und auch die Krawalle, die Keilereien, die Morde, die Tränengasattacken, die gelegentlichen blutigen Zusammenstöße mit dem verhassten gemeinsamen Feind: den Cops, den Bullen, mit The Man, wie sie die blau verkleidete Armee Furcht einflößender Gabacho-Truppen des East L. A. Sheriff's Department schimpften.

Das Hotel Ashmun ist ein guter Standort, wenn man den Geschehnissen auf dem Whittier Boulevard hautnah beiwohnen möchte. Das Fenster von Zimmer 267 befindet sich nur fünf Meter über dem Gehsteig und nur wenige Blocks westlich vom Silver Dollar Café, einer unauffälligen Kneipe, die sich kaum von allen anderen in der Umgebung unterscheidet. Im hinteren Bereich steht ein Pooltisch, das Bier kostet einen Dollar, und die leicht angegammelte Chicano-Bardame würfelt mit den Gästen, um die Musikbox am Laufen zu halten. Wer die niedrigste Augenzahl würfelt, zahlt, und niemand scheint sich darum zu kümmern, wer die Musik auswählt.

Wir waren vorher drin gewesen, als nicht besonders viel lief. Es war mein erster Besuch seit sechs Monaten, seit Anfang September, als dir in dem Laden noch die Reste von Tränengas in die Nase stiegen und dazu der Geruch von frischem Lack. Aber inzwischen, sechs Monate später, war das Silver Dollar schön ausgelüftet. Kein Blut mehr auf dem Boden, keine ominösen Löcher in der Decke. Die einzige Erinnerung an meinen damaligen Besuch war das Ding, das über der Kasse hing und das wir alle sofort bemerkten. Eine schwarze Gasmasken, die blind in den Raum startete – und unter der Gasmasken befand sich ein handgeschriebenes Schild mit der lakonischen Aufschrift: »Zur Erinnerung an den 29. August 1970«.

Nichts sonst, keine Erklärung. Aber Erklärungen waren auch nicht notwendig – zumindest nicht für diejenigen, die gewöhnlich ihr Bier im Silver Dollar trinken. Die Gäste sind aus der Nachbarschaft: Chicanos und Leute aus dem Barrio – und sie alle wissen sehr genau, was am 29. August 1970 im Silver Dollar Café geschah.

Das war der Tag, an dem Ruben Salazar, der prominente »mexiko-amerikanische« Kolumnist der *Los Angeles Times* und Nachrichtendirektor der zweisprachigen Fernsehstation KMEX-TV die Kneipe betrat und sich auf einen Hocker nahe an der Tür setzte, um ein Bier zu bestellen, das er nie trinken sollte. Denn ungefähr in dem Augenblick, als die Bardame sein Bier über die Theke rutschen ließ, feuerte ein Los-Angeles-County-Hilfssheriff

eine Tränengasgranate durch die Eingangstür und rasierte da durch Ruben Salazar den halben Kopf ab. Alle anderen Gäste entkamen durch die Hintertür in eine Seitenstraße, aber Salazar stand niemals wieder auf. Er starb auf dem Fußboden in einer Wolke Tränengas – und als man Stunden später endlich seinen Leichnam hinaustrug, war sein Name schon der eines Märtyrers. Es dauerte keine 24 Stunden, da reichte schon die bloße Erwähnung des Namens »Ruben Salazar«, um die Menschen nicht nur am Whittier Boulevard, sondern überall in East L. A. in Tränen ausbrechen zu lassen oder sie zu Zorntiraden und Drohgebärden mit geballten Fäusten zu veranlassen.

Hausfrauen mittleren Alters, die sich nie für etwas anderes gehalten hatten als benachteiligte »Mexiko-Amerikaner«, die ihr Bestes taten, um sich in der gemeinen Gringowelt durchzuschlagen, erappten sich plötzlich dabei, dass sie *in aller Öffentlichkeit* »Viva La Raza« riefen. Und ihre Ehemänner – einsilbige »Safeway«-Handlanger und Verkäufer für Gartenbedarf, die niedrigsten und entbehrlichsten Kader im großen Räderwerk der Gaba-cho-Wirtschaft – erklärten sich freiwillig bereit zu *bekennen*: ja, vor Gericht aufzustehen oder wo immer sonst und sich selbst Chicanos zu nennen. Die Bezeichnung »Mexiko-Amerikaner« fiel massiv in Ungnade, bei allen bis auf die Alten, die Konservativen – und die Reichen. Sie bedeutete plötzlich »Onkel Tom«. Oder, im Slang von East L. A. – »Tio Taco«. Der Unterschied zwischen einem Mexiko-Amerikaner und einem Chicano wurde zum Unterschied zwischen einem Neger und einem Schwarzen.

Und all dies geschah überaus schnell. Zu schnell für die meisten Leute. Eines der Grundgesetze der Politik lautet: Aktion entfernt sich von der Mitte. Die Mitte ist nur populär, wenn nichts geschieht. Und in East L. A. war politisch lange nichts Ernsthaftes geschehen, länger, als die meisten Leute sich erinnern können. Bis vor sechs Monaten war die gesamte Gegend ein farbenfrohes Mausoleum, ein gigantischer Slum aus Lärm und billiger Arbeitskraft, nur einen Gewehrschuss vom Herzen von Downtown Los Angeles entfernt. Das Barrio ist, wie Watts, eigentlich Teil des Stadtkerns – während Orte wie Hollywood oder Santa

Monica separate Einheiten bilden. Das Silver Dollar Café liegt zehn Autominuten von der City Hall entfernt. Den Sunset Strip erreicht man in flotten dreißig Minuten über den Hollywood Freeway.

Der Whittier Boulevard liegt höllisch weit entfernt von Hollywood, in jeder Beziehung. Es gibt nicht die geringste geistige oder psychische Verbindung. Nach einer Woche tief in den Eingeweiden von East L. A. überfiel mich ein vages Schuldgefühl, als ich die Bar des Beverly Hills Hotel betrat und mir einen Drink bestellte – so als gehörte ich nicht wirklich dorthin und als wüssten die Kellner das auch sehr genau. Ich war schon dort gewesen, unter anderen Umständen, und hatte mich total wohlgefühlt. Oder zumindest fast total. Man kann einfach nicht ... ach, zum Teufel damit! Entscheidend ist, dass ich mich diesmal *anders* fühlte. Ich war an einer absolut anderen Welt orientiert – die nur fünfzehn Meilen entfernt lag.

Meine erste Nacht im Hotel Ashmun brachte kaum Ruhe. Die anderen waren um fünf Uhr gegangen, dann gab es den Junkieaufstand gegen sieben ... und eine halbe Stunde später legte im Boulevard Café auf der anderen Straßenseite die Musikbox los: dröhnte jaulige Norteno-Musik in Low-Fidelity ... und schließlich, gegen neun Uhr dreißig, schreckte ich hoch, weil auf dem Gehsteig direkt unter meinem Fenster lautes Gepfeife zu hören war und eine Stimme rief: »Hunter! Wach auf, Mann. Wir müssen in die Gänge kommen!«

Heiliger Jesus!, dachte ich. Nur drei Menschen auf der Welt wissen, wo ich in diesem Augenblick bin, und alle drei schlafen. Wer konnte mir also an diesem Ort auf die Spur gekommen sein? Ich bog die Metalllamellen der Jalousie gerade so weit auf, dass ich hindurchlinsen konnte, und sah unten auf der Straße Rudy Sanchez, Oscars schweigsamen kleinen Leibwächter. Er blickte zu meinem Fenster hinauf und winkte fordernd: »Komm schon runter, Mann, es wird Zeit. Oscar und Benny sind oben an der Straße im Sweetheart, das ist die Bar an der Ecke, vor der all die Leute draußen stehen. Wir warten da auf dich, okay? Bist du wach?«

